

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

dern auch Grobheiten einstecken muß. Auch der Hinkende hat allerhand Witze über seinen Stelzfuß einstecken müssen, aber doch unverzagt seine Sammelbüchse den Vorübergehenden unter die Nase gehalten.

Etwas schmerzt den Hinkenden, wenn er über sein geliebtes Deutschland hinüberzieht: das ist das Bild der österreichischen Volksgenossen, von denen Hunderte noch in Konzentrationslagern schmachten müssen. Der Hinkende sieht, wie sie die Hände aus den Gittern strecken und fragen: „Mutter Germania, wann erbarmst du dich deiner Kinder?“ Und die Germania muß trauernd sich von dem Jammerbild abwenden und muß ihre Tränen verbergen, die ihr der Blick auf die Treuen entpreßt. Dafür aber sieht der Hinkende ein an-

deres Bild. Das ist die Feier des 1. Mai. Wie im Vorjahr waren die Millionen aufmarschiert unter dem Maienbaum, unter dem die Frühlingskönigin stolz geesselt ist im Schmuck ihrer Blondhaare. Aber ein schweres Wetter ist aufgezogen. Regenhöhen haben auf die Versammelten herabgepeitscht. Und doch — da, wo der Hinkende wohnt, hat es genau um die Mittagsstunde einen Riß durch die Wolken getan — die Sonne ist hervorgebrochen, und der Nachmittag war voll goldenen Lichtes. Das ist dem Hinkenden ein Bild für die deutsche Zukunft geworden: wenn auch noch so viel Wolken am Himmel stehen und noch viel mehr Wolken aufsteigen — keine Furcht! Die Sonne bricht durch. Das Licht kommt!

Der blinde Schandarm.

Novelle von Jörg Rißel, Wiesbaden.

Irwanzig Jahre war er alt, der nassauische Artillerist Gottfried Damm, als er hinter seiner Kanone her durch Schleswig-Holstein marschierte, um die Dänen zu bekriegen, die das schöne, meerumschlungene Land um jeden Preis schlucken wollten. Denn man schrieb 1848, und der Deutsche Bund, der zwar meistens tat, als ob er was täte, hatte diesmal seine Schlafmütze abgezogen und sich einen Helm aufgestülpt, denn alles gefallen durfte man sich doch nicht lassen, namentlich, wenn das Volk es in so ungestümer Form verlangte.

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schön'rer Morgen tagt!

So klang es durch die deutschen Straßen und Gassen, und die Lehren auf den Feldern und die Blätter an den Bäumen sangen es mit. Ein neuer Geistesfrühling war über das politisch so zerrissene deutsche Land gekommen.

Und der es am lautesten sang, das Lied, das war der Gottfried Damm. Er war mit Leib und Seele Soldat, und das Bauernblut, das in ihm rumorte, verlangte

nach Betätigung, denn das Vaterland ehren und mehren war für ihn gleichbedeutend mit dem Kampf um die Scholle.

Er war ein schlanker, gutgewachsener Bursch, dem die dunkelgrüne nassauische Uniform mit den karminroten Aufschlägen, dem gelben Bandelier und dem schwarzen Tschako vortrefflich stand und der mit seinen blanken Augen recht unternehmungslustig in die Welt schaute.

Kein Wunder, daß den rotbackigen Holsteiner Deerns die Strandhäserzöpfe wackelten, wenn sie dem schmutzen Marsjünger nachblickten. Aber diese Strandhäserzöpfe hatten unsichtbare Hütchen und an einem solchen Hütchen blieb Gottfried eines Tages hängen.

Die Besitzerin dieses Hütchens hieß Mieke und war die wuffelige Tochter des Fischers Jürgen Kröger zu Eternförde, bei dem Gottfried ein Jahr später in Quartier lag. Er hatte die Ausruhetage verdient, der Brave. Heiße Kampftage lagen hinter ihm, denn der Däne war kein zu verachtender Gegner. Aber wenn Gottfried Damm ansang seine Achtzehnpfänder zu schleudern, dann rissen alle Widerstände.

Seine Tapferkeit hatte ihm bereits

einen Namen gemacht, so daß eines Tages sogar der frühere Oberbefehlshaber, der alte Wrangel, ihm väterlich auf die Schulter geklopft und ihm versichert hatte: „Gottfried, wenn wir dir nich hätten, dann wär' die Schoße mulmig!“

Gottfried grinste, und die Gefreitenknöpfe fielen für ihn bei dieser Gelegenheit auch ab.

Vor Jürgen Krögers Fischerkate stand eine Bank, und wer dort saß, der hatte den Blick auf die blaue See und die grünumbuschten Ufer der Förde, und sah die Möwen, die sich auf den weißen Wellenkämmen wiegten, und hörte die leise Musik des Meeres, das in unermüdlicher Folge seine Noten auf den Strand warf.

Auf dieser Bank saß abends Gottfried Damm, und neben ihm saß die blonde Mieke und flüchte die väterlichen Reze. Und während er ihren sinken Fingern zusah und Sprachstudien übte — denn die Liebesprache ist an der Waterkant eine andere als am Rhein, — hatte sich mählich auch um sein Herz ein Rez zusammengezogen, darin der Gefreite Gottfried Damm zapelte wie ein gefangener Butt.

Irgendwo sangen seine Kameraden das alte, wehmütige Soldatenlied:

„Die Reise nach Zütland,
ach, die fällt mir ja so schwer,
du mein einzig schönes Mädchen,
wir seh'n uns nicht mehr!“

Gottfried hörte nicht darauf. Mieke lachte wie eine junge Seeschwalbe, und die Luft um ihn her roch nach Teer, Seetang, geräucherten Sprotten und Flundern. Es war eine ganz neue Welt, die sich ihm aufgetan hatte, und die ihn alles vergessen ließ, was hinter ihm lag. Wenn nur der Krieg nicht wäre!

Es war am Abend vor Gründonnerstag 1849. Jürgen Kröger kam vom Strand herauf. Er war auf Fang gewesen, denn wenn auch die „verdammichten“ Dänen mit ihren Schiffen die Küsten unsicher machten, so durfte darunter doch das Geschäft nicht leiden. Er hatte seine hohen Wasserstiefel an und brachte Seegeruch mit.

„Tjä, tjä, mien Jung“, griemelte er, sich neben Gottfried niederlassend, „ik kann di seggen, mit die Dänen, dat is man nich

so eenfach. Dat sin ganz verdammichte Kirls!“

„Nur halb so schlimm, Vadder Kröger“, wehrte Gottfried ab. „Wir sind auch noch da!“

„Tjä, tjä, aber veer Kriegsschipp, dat es man keen Korintenkram!“

„Kriegsschiffe? Sind Sie sicher, daß—“

„Jo, jo, holl mi de Düvel, wenn ik se nich hüllt Dwend über de Rimmung sehn heß: twee groote Schipp un twee lütte. Un dat Slimmste: vörnän der Christian der Achte!“

„Christian der —?“

„Mien Jung, dat is dat größte Kriegsschipp, wat die Dänens hebben. Dat alleen hat veerunachtig Kanonens an Bord. Bedenk di dat: veerunachtig Kanonens! Wat wullt jü do mit eure lumpichten tein Ballerrohrs?“

„Geduld, Vadder Kröger! Unsere zehn lumpige Ballerrohre werden dem Christian schon den nötigen Respekt vor den Deutschen heibringen! Aber wer weiß, ob er's überhaupt wagt?“

„Ob he kummt? Ik segg di, mien Jung, wenn du morgen fröh die Näs tom Fenster rufstredst, dann liggt he in der Förde. Un die annern mit!“

„Am so besser“, lachte Gottfried, glaubte aber nicht daran, daß die Dänen sich in die Eckernförder Bucht wagen würden.

Mieke sah den jungen Krieger mit Augen der Bewunderung, zugleich aber auch der inneren Besorgnis an. „Wör doch der Krieg ald vörbi!“ seufzte sie.

Er behielt recht, der Alte. Gottfried Damm lag noch im besten Schlaf, als Alarm geblasen wurde.

„Himmelddonnerwetter — —!“

Mit einem Fluch war er aus dem Bett und gukte durch das kleine Fenster seiner Stube. Wahrhaftig — draußen in der dämmrigen Bucht lagen vier Kriegsschiffe. Das eine, der hochbemastete schwarze Kasten, mußte der „Christian VIII.“ sein.

In wenigen Minuten stand er an seiner Batterie. Und dann begann der heiße Tag, der für die deutschen Waffen, aber auch für Gottfried Damm selber ein so denkwürdiger Markstein werden sollte.

Um sieben Uhr morgens — die Sonne

streichelte bereits das Meer — eröffneten die dänischen Schiffe das Feuer auf die deutschen Küstenbatterien, die sich tapfer wehrten. Das Brüllen der Kanonen überlötete die Brandung der See.

Der Brigadefeldkommandeur wünschte sich die Stirn. Die Uebermacht — 148 dänische Geschütze gegen 16 deutsche — war gewaltig, und ob da ein Erfolg —? Aber die deutschen Batterien standen fest. Stundenlang überschüttete sie der feindliche Kartätschenschlag, die Kugeln schlugen in die Lafetten und Brustwehren — Sand stob auf — Pferde fielen — der Kampf ging unentwegt weiter.

Gottfried Damm blinzelte nach dem Danebrog, der noch immer am Mast des „Christian VIII.“ übermütig flatterte. „Langweilig, die Bumserei!“ brummte er. „Man müßte dem Christian ein paar heiße Knödel zu schlucken geben, damit er was zu verdauen hat.“

Hatte der Hauptmann den Scherz gehört? Hatte er selber den Gedanken schon erwogen? Es dauerte nicht lange, da prasselte im Feld das Feuer und verwandelte die schwarzen Eisenkugeln in glühende Bälle.

Den ersten Schuß durfte Gottfried Damm tun. Mit gewaltigem Krachen schlug der glühende Achtzehnpfünder dem „Christian VIII.“ in die hölzernen Planken, daß die Funken stoben. Kugel auf Kugel folgte. Der Kriegskoloß suchte zu manövrieren, aber es nützte ihm nichts. Zischend fuhren die heißen Eisenbälle in die Wanken und krachten durch das Deck hindurch. Rauch stieg auf — Flammen züngelten hoch — der schwarze Riese fing an zu brennen. Angstlich flatterte der Danebrog am Top.

Und dann kam das Furchtbare. Es mochte nach sechs Uhr abends sein, als ein gewaltiger, donnerähnlicher Krach die Erde erzittern ließ. Eine riesige Flammensäule zischte hoch. Das Feuer hatte die Pulverkammer erreicht. Der mächtige Kriegskoloß flog in die Luft. Der „Christian VIII.“ war nicht mehr.

Das Schwester Schiff, die Fregatte „Gefion“, hatte schon vorher die Flagge ge-

strichen, und die beiden Hilfsdampfer „Geysler“ und „Hella“ hatten sich verdrückt.

Der Kampf war zu Ende. In das Zischen der Wasser, die über die brennenden Schiffstrümmer fluteten, mischte sich vom Strand her das jubelnde Hurra der deutschen Sieger.

Ja, es war ein großer Tag, dieser 5. April 1849. Er hatte Gottfried Damm die Korporalstreifen eingebracht, und als er spät abends in die Fischerkate zurückkehrte, nahm er mit glücklichem Lächeln das Händeschütteln der blonden Miede und Badder Krögers entgegen, die von seinen



Mit gewaltigem Krachen schlug der glühende Achtzehnpfünder dem „Christian VIII.“ in die hölzernen Planken.

ruhmvollen Taten bereits vernommen hatten. Und als dann in später Stunde die Groggläser dampften, und die Stimmung immer höhere Wellen schlug, da — ja, da erdreistete er sich sogar, die lustige Seeschwabe an seiner Seite zu küssen, was sie sich anscheinend nicht ungern gefallen ließ, zum großen Verdruß des jungen Hein Nielsen, der schon lange eine Liebe zu dem blonden Fischerkind hatte. In einer Umwandlung von Eifersucht wollte er auf Gottfried Damm losgehen, bezwang sich aber, schmiß sein Grogglas in eine Ecke und verließ das Haus.

Miese fühlte sich gekränkt. Warum gleich so einen Skandal? Es war doch nur ein Scherz von dem jungen Soldaten. Ihr Herz aber sprach anders.

Vadder Kröger aber nahm Gottfried zur Seite und sagte in seiner schlichten Art, die keine Umschweife liebte: „Mien Jung, dat mit dem Küssen, dat is so ne Saak. Wi sin hie nich am Rhein. Wenn bi uns eener en Deern küßt, dann hat dat to bedüden, dat he se heiraten will . . .“

Sofort nahm Gottfried trotz seiner vom Grog belasteten Beine soldatische Haltung an: „Vadder Kröger, das ist ja, was ich will. Der Krieg geht bald zu Ende und dann — —“

„Tjü, tjü“, unterbrach ihn der Alte, „dat is jo allens man sehr scheun. Du bist en ehrlichen Kirl, dat weet ik. Abers jüh mal, en Fischerdeern paßt nich to nem Soldaten und en Soldat nich to ner Fischerdeern. Dat sin twee ganz verschiedene Weltens. An überhaupt, wo mien gode Troo nich mehr lebt un mien Döchtling mit dem Hein Nielsen sozusagen verhöprochen is . . . Du mußt dat doch verstehn. Also lat dat man!“

Gottfried Damm trank still und resigniert seinen Grog aus. Er mochte einsehen, daß der Alte recht hatte. Aber die Hoffnung ganz aufgeben, das wollte er trotzdem nicht. Miese hatte ihm heimlich die Hand gedrückt. Die Sprache der Liebenden.

So gab es denn, als sein Bataillon wieder abrückte, einen kurzen, wenn auch schmerzlich bewegten Abschied.

„Was nicht ist, das kann noch werden“, sagte er zu Miese, ihre Hände in den seinen haltend. „Wenn ich dir schreibe, wirst du mir auch antworten?“

„Dat dhu ik gern“, versicherte Miese, und wenn der alte Fischer nicht dabei gestanden hätte, so hätte sie ihn zum Abschied geküßt.

Gottfried Damm sog noch einmal all das Nordisch-Herbe und doch so Anheimelnde, das ihn umgab — Haus und See und Möwen und Miese — wie einen unvergeßlichen Trank in sein Herz, und dann schied er . . .

Aber es schien, als ob mit dem Abschied von dem blonden Fischerkind auch das Glück ihn verlassen hätte. Wenige Tage später — bei einem Gesecht — erhielt er einen Streißchuß an der rechten Schläfe, der den Sehnerv verletzete. Er kam ins Feldlazarett, und als man ihm nach zwei Wochen den Verband abnahm, überfiel ihn ein jäher Schreck: sein rechtes Auge war erblindet. Vorbei war es mit dem geliebten Soldatendienst. Er wurde als Halbinvalid mit dem nächsten Transport in die Heimat abgeschoben und in seiner Garnison Wiesbaden vorläufig als Schreiber in der Regimentsstube beschäftigt.

Da ertappte er sich denn gar oft dabei, daß die Feder versagte, und er durch die nüchternen Kasernenwände hindurch ein fernes, sonnenbeschiedenes Land sah, wo die blaue See mit dem weißen Strand buhlte, wo spitzflügelige Möwen wie große Schmetterlinge über den Wassern schaukelten, und wo ein stilles Fischerhaus stand, vor dessen Türe ein blondes Mädel saß und auf jemand wartete . . .

Der schleswig-holsteinische Krieg hatte inzwischen in dem Friedensschluß von Olmütz sein Ende gefunden. Gottfried Damm hatte wiederholt an Miese geschrieben. Die Antworten wurden immer seltener, immer kürzer. Bis eines Tages ein Brief des alten Kröger eintraf, worin dieser ihm in seiner schlichten Art mitteilte, Miese habe sich mit Hein Nielsen verheiratet. Es sei für alle so das beste . . .

Der verlassene Liebhaber hatte in einem achtägigen Kausch versucht, seinen jungen Liebestraum zu ertränken, was ihm drei Tage Arrest eintrug. Da aber das Ausfüllen von Aktenbogen zwar eine nützliche Beschäftigung, aber wenig geeignet ist, eine aus den Scharnieren geratene Soldatenseele wieder ins Gleichgewicht zu bringen, so ging Gottfried hin und hing sein liebedürftiges Herz an den geräumigen Busen einer Stabstrompeterwitwe.

Er kannte sie schon seit geraumer Zeit, die lustige Gesponstn seines Freundes, des Stabstrompeters Hans Flämmlein, der im gleichen Regiment stand und mehr als einmal nach ehelichen Duetten auf seinem Horn die Töne überschlug, bis er eines

Tages, als er den höchsten Ton nicht herausbekam, am Schlagfluß starb.

Zu, sie stellte was vor, die schwarzlodige Frau Wanda Flämmlein. Nicht nur die Leutnants, auch ältere Chargen waren in sie verschossen, denn ihre Gestalt war üppig wie ein fruchttragender Apfelbaum und ihre Augen funkelten wie die Blinkfeuer des Leuchtturms von Zütland, und da Gottfried nur ein Auge hatte, so war das Blinkfeuer von doppelter Eindringlichkeit, also daß sein ein-

sames Herz sich wie eine lichtunggrige Schnake daran versengte. Außerdem fühlte er sich ihr zu Dank verpflichtet, denn ihrem Einfluß war es gelungen, ihn dem öden Bürodienst zu entreißen und ihm die Schandarmenstelle in einem kleinen Rheinort zu verschaffen. Daß er nur ein Auge hatte, verschlug bei der sparsamen nassauischen Verwaltung nichts, denn unterhalten mußte man ihn als Kriegsbeschädigten sowieso und für die Schandarmendienste, in einem kleinen Ort, wo die Spitzbuben in der Minderheit waren, genügte nach ihrem Ermessen ein Auge vollständig.

Auch Frau Wanda hatte sich an das eine Auge allmählich gewöhnt, zumal sie als kluge Frau wußte, daß es für manche Fälle besser sei, wenn der Gatte nur ein Auge habe statt zwei. Das Blickfeld ist da lange nicht so groß.

Und so geschah es, daß Gottfried Damm die Stabstrompeterin Wanda Flämmlein zum ehelichen Gemahl nahm und als einäugiger Schandarm mit ihr nach dem Rheinstädtchen übersiedelte.

Das erste, was er tat, war, daß er seine Genossin umtaufte. Wanda war kein Name

für ihn. Er konnte sich dabei nichts denken. Dagegen Christiane — haha! Darin lag Weltgeschichte, darin lag Musik für sein Ohr. Die größte Heldentat seines Lebens, die Explosion des „Christian VIII.“ lag in diesem Namen versinnbildlicht. Und so kam es, daß Wanda von nun ab Christiane hieß, und daß auch der Stammhalter, den sie ihm nach Jahresfrist schenkte, auf den Namen Christian getauft wurde. Am liebsten hätte Gottfried seinen eigenen, ihm zu

pazifistisch klingenden Namen ebenfalls geändert, aber das erlaubten die amtlichen Personalien nicht.

Eins aber wurde von ihm zum obersten Gesetz erhoben: der 5. April — der Tag von Eternjörde — galt in seinem Hause als höchster Feiertag, bei dem, als greifbares Symbol, stets eine mit Kieler Sprotten garnierte knusprige Gans und eine Pulle Rotzpon, wie man ihn in Holstein trinkt, auf dem Tisch prangen mußte. Möchte auch ein Teil des bescheidenen Monatsgehalts dabei zum Teufel gehen, man

war es der Weltgeschichte und seinem eigenen Ruhm schuldig. Und Frau Christiane hatte nichts dagegen. Sie aß gern was Gutes.

Im Untergehoß des Hauses war das Lädchen eines kleinen Spezereikrämers, der jede Woche zum Freitag, dem kirchlichen Fasttag, eine Sendung Sprotten und Büdlinge von der Wasserkante erhielt. Das war immer ein stilles Fest für den Einäugigen. Mit sehnüchtigem Behagen sog er den Geruch der geräucherten Seefische ein, der durch das Haus siderte, die Treppe hinaufstach und ihm um die Nase streifte. Dann saß er am Fenster, schaute



„Dat dhu it gern“, versicherte Niets, und wenn der alte Fischer nicht dabei gestanden hätte, so hätte sie ihn zum Abschied geküßt.

auf den Rhein, der vor dem Hause vorbeirauschte, blickte den weißgeflügelten Segelschiffen nach, die über das Wasser glitten, und — träumte von Niese.

Frau Christiane, die ehemalige Stabstrompeterin, nannte ihn einen Narren. Wie konnte ein alter Soldat sich für tote Fische interessieren, und wenn sie noch so goldfarbig blinkten. Ein lebendiges Mannsbild war ihr lieber als die Fische sämtlicher Ozeane. Gottfried hatte es wohl schon gemerkt und paßte auf sie mehr auf, als auf die Spitzbuben, die er fangen sollte.

So kam das Jahr 1866 heran. Nassau wurde preussisch und am Eingang zu Gottfried Damms Sprottentempel prangte eines Morgens das Schild: „Königlich Preussischer Gendarm“. Die Türe ächzte auf einmal in ihren Angeln, als ob sie sagen wollte: „Armer Gottfried! Mit deiner Sprottenriecherei ist's vorbei. Jetzt heißt's arbeiten!“

In der Tat, es gab strenge Dienstvorschriften, mehr als für einen Einäugigen gut waren. Auch die neue Uniform schien ihm nicht recht behagen zu wollen. An der alten konnte man schon mal einen Flecken aufsetzen, das kam so genau nicht darauf an. Jetzt mußte alles tipp-topp sein. Vor allem erwartete man von ihm — gewissermaßen als Befähigungsbeweis — daß er der Wildddieberei, die in einem Dorfe der Umgegend ihr Unwesen trieb, ein Ende mache. Wenn der alte Förster schon nichts taue, dann solle es wenigstens der Schandarm machen.

Die Tür hatte recht behalten: mit dem beschaulichen Leben war es vorbei. Gottfried Damm war fast jeden Tag unterwegs. Und seltsam, es war, als ob mit dem neuen Regime auch der alte Soldatengeist wieder in ihn gefahren sei, obwohl in einem versteckten Winkel seines Herzens der kleinstaatliche Kobold sein Wesen trieb.

Auf einer dieser Dienststreifen in dem Wildddiebrevier war er zu dem Dorfwirt gekommen, der gerade dabei war, in seiner Remise einen Rehbock zu zerlegen. Als dieser den Schandarmen das Haus betreten sah, schloß er rasch die Remise ab, begrüßte mit einem geziemenden Krachfuß den Ver-

treter der heiligen Hermandad und ließ sofort eine gute Flasche auffahren, denn wer trinkt, hat keine Zeit, Remisen zu untersuchen. Er hatte sogar die Redheit, auf die Wildddieberei zu schimpfen, die sich immer mehr breitmache, und Gottfried Damm mit seinem ehrlichen Soldatengewissen merkte nicht, daß der gerissene Fuchs selber das Haupt der Bande war.

„Komme Se nur zu mir, Herr Wachtmeister, wenn Se was erfahre wolle!“ sagte der Wildbretsknabber. „Mir zwää müsse zusammehalle!“

Auf diese biedere Kompanieschaft hin konnte der Brabe am Schlusse nicht Nein sagen, als der Ochsenwirt ihn mit freundlichem Kniz zur bevorstehenden Kirmes einlud.

Gottfried hatte Bedenken, ob es angebracht sei, daß er als königlich preussischer Exekutivbeamter so ohne weiteres — Aber schon hatte der Filou ihm ein neues Glas eingeschenkt und versicherte ihm mit schmierigem Lächeln: „Es wird mir e große Ehr sein, Herr Wachtmeister, wenn Se mit Ihrer Frau Gemahlin mei' Gast sein wollte!“

Damm überlegte. Die „Frau Gemahlin“ — hm — eine riskante Sache — so in einer ausgelassenen Kirmesgesellschaft — wer weiß, was da . . .

Aber schon reckte er sich hoch. Es war ihm, als ob eine Stimme ihm zuraunte: „Saderment, Gottfried, ein alter Soldat wie du, hat der Angst um ein Weib?“

„Der Förster kommt auch!“ versetzte der andere listig.

„Gut, Ochsenwirt, ich komme!“

Und so geschah's, daß am nächsten Sonntag der königlich preussische Schandarm Gottfried Damm mit seiner Gattin, der vormaligen Stabstrompeterin Klämmlein, beim Ochsenwirt an der großen Tafel saß, umrahmt von den Koryphäen des Dorfes und ihren Damen: dem roten Jodel, der Trampellies, dem Wanzenhenrich, der Brombeerstine, dem Molberhannes, dem Moosrösche und wie sie alle mit ihrem Rosenamen hießen, die die Festtafel zierten.

Wohlig reckten sie die Rüstern, denn auf dem Tisch dampften gebratene Rehschlegel,

mit Kartoffelkügelchen und feinstem Salat garniert, und die Weine, die da flossen, trugen Etiketten, wie man sie nur auf herrschaftlichen Tafeln sehen konnte. Daß sie aus einer landrätlichen Jagdhütte stammten, die man nächtlings zu Ehren der Kirchweih ein wenig erleichtert hatte, ahnte nur der alte Förster, der den Steinberger Kabinett stillschmunzelnd schlürfte.

Die Tafelmusik lieferten fünf Dorfmusikanten, die im Nebenraum — dem Tanzsaal — saßen und aufspielten. Es wurde fidel. Heijuchhei! Die ganze Tafel, Männlein und Weiblein, hatte sich unter und sang und schunkelte, daß die Flaschen wackelten und die Stühle umfielen.

Die Schandarm in schwamm in eitel Wonne. Der neben ihr saß, der rote Jodel, ein junger, draller Bursch mit starkem Wildgeruch, hatte ihr etwas ins Ohr geflüstert, daß sie hell aufquiekte. Und jetzt forderte er sie gar zum Tanz auf und verschwand mit ihr im Nebensaal.

Gottfried Damm strich sich nerods den Badenbart. Er hatte mit seinem einen Auge alles beobachtet, sagte aber nichts. Auch kam er nicht zu weiterem Nachdenken, denn sein Nachbar, der Förster, dem der Wein allmählich die Zunge löste, hatte sich zu ihm hingeneigt und flüsterte ihm mit einer bezeichnenden Handbewegung nach dem Tisch hin zu: „Alles geklaut!“

Damm glaubte nicht recht gehört zu haben. „Sie meinen doch nicht etwa, daß der — der Rehbraten — —?“

„Nicht nur der — auch die Weine!“

Der Schandarm riß das Auge auf. „Ja, aber verehrter Kollege, dann wär's doch Zeit, daß wir — —“

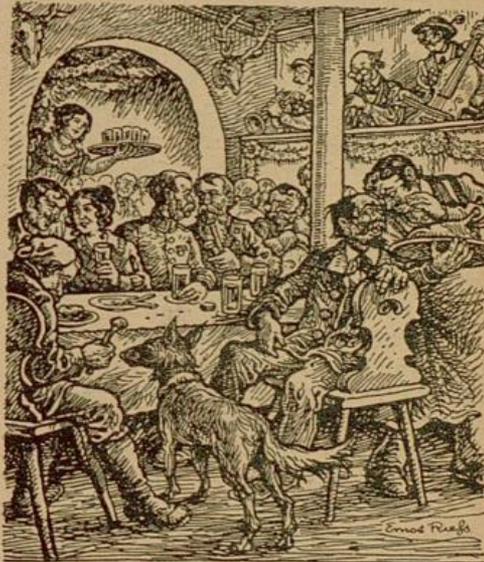
„Ruhig, ruhig! Kommt alles noch! Wir kennen jetzt das Klübchen — deshalb bin ich doch gekommen — und das Weitere lassen Sie mich nur machen!“

Aber das ehrliche Soldatengewissen Gottfrieds war in Aufruhr. Und jetzt — jetzt — da vor der Tür — war das nicht der rote Jodel, und hielt er nicht Christiane im Arm und küßte sie?

Mit einem Fluch fuhr Gottfried auf, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß es krachte, und schrie: „Seit wann hat ein

Wilddieb das Recht, eine Schandarmfrau zu küssen?“

Es war ein verhängnisvolles Signal. Das Wort Wilddieb wirkte wie Dynamit. Der rote Jodel stürzte auf den Schandarmen zu, wurde aber von dem Förster zurückgerissen. Damm zog seinen Säbel. Jodels Kumpane, die sich mitbeleidigt fühlten, ergriffen dessen Partei, der Wirt suchte zu vermitteln — vergeblich. Man schrie und schimpfte, die Fenster klirrten, Gläser flogen — und da — —



Sein Nachbar, der Förster, hatte sich zu ihm hingeneigt und flüsterte ihm zu: „Alles geklaut!“

Gottfried Damm sank jählings in seinen Stuhl. Ein Glaswurf hatte ihn am linken Auge getroffen, dem einzigen, das er noch hatte. Es schien ernstlich verletzt. Ein Arzt war nicht im Dorf. Es blieb nichts anders übrig, der Wirt ließ seine Kalesche anspannen und ihn, notdürftig verbunden, durch einen Knecht hinunter ins städtische Krankenhaus bringen. Neben Gottfried saß Christiane. Es wurde unterwegs kein Wort zwischen ihnen gewechselt . . .

Als Gottfried Damm aus dem Krankenhaus entlassen wurde, war er blind. Die Sache hatte ein gerichtliches Nachspiel, es gab einige Verhaftungen, bei denen aber mangels Beweise nicht viel heraus-

kam. Es fiel für Damm erschwerend ins Gewicht, daß er als königlicher Schandarm sich von einer so übel beleumundeten Gesellschaft hatte einladen lassen.

Gottfried Damm wurde pensioniert. Die Welt war für ihn, den Blinden, verschlossen, aber sein Soldatenherz war auch im Unglück stark geblieben. Es ließ sich nicht unterkriegen. Und so einer sollte auch sein Sohn Christian werden. Es war ihm gelungen, ihn in einer Unteroffizierschule unterzubringen, und wenn der Junge in Urlaub kam, dann nahm der Blinde ihn vor sich, streichelte mit freudig erregten Fingern die Uniform und betastete die blanken Knöpfe und die Koppel und das Seitengewehr, ob auch alles vorschriftsmäßig sahe, und erzählte ihm von dem großen Tag von Eternsforde, und ermahnte ihn, in allem, was er tue, ans Vaterland zu denken. Denn das große, geeinte, deutsche Vaterland werde eines Tages doch kommen.

Der lebenslustigen Christiane indessen erschien das Leben neben einem blinden Gatten wenig erbaulich, zumal er äußerst reizbar und nebenbei sehr eifersüchtig war. Daß es seine Soldatenehre war, die ihm über alles ging, sahien sie nicht zu erfassen. Ihre Augen funkelten um so heller, denn sie wußte, mit den Ohren kann man nicht sehen. Wäre nur nicht die karge Pension gewesen, und hätte ihr so manchen Wunsch, den sie hatte, versagt. Aber sie war bei aller Abenteuerlichkeit eine resolute Frau, und da sie große Geschicklichkeit in Handarbeiten hatte, so entschloß sie sich kurzerhand, als Nebenverdienst Damenpuß anzufangen. Während der Blinde am Fenster saß und in die Welt hinaus träumte, oder sehnsüchtig den aus dem Spezereiladen herauswehenden Sprottengeruch einsog, saß sie in der Nebenstube und arbeitete.

Im gleichen Ort aber hatte sich ein reicher Junggeselle, namens Florian Rapp niedergelassen, und da er ein Freund hübscher Frauen war, so hatte er alsbald ein Auge auf die schöne Schandarm in geworfen. Eines Tages besuchte er sie unter dem Vorwand, einen Hut für seine Nichte bestellen zu wollen, überreichte ihr galant einen Karton mit kandierten Früchten,

legte auch ein Ananastörtchen dabei und lobte ihren Fleiß, wobei er nicht unterließ, einige blumige Redensarten einzusplechten, die allmählich in ein verstecktes Liebesgeständnis übergingen.

Das Gespräch wurde halblaut in der offenen Nebenstube geführt, aber doch nicht leise genug, um nicht die Aufmerksamkeit des im Vorderzimmer am Fenster sitzenden Blinden zu erregen.

Plötzlich stand dieser in der Tür. „Wer ist das, der da spricht?“ donnerte er in die Stube.

„Ein — ein — — Christiane suchte verlegen nach Worten — „ein geschäftlicher Besuch. Der Herr bestellte einen Hut für seine Nichte.“

Der Blinde lachte höhnisch auf. „Nichte? Seit wann bestellt ein Herr einen Hut für seine Nichte?“

„Warum nicht?“ sagte sie und streichelte das Ananastörtchen.

Florian Rapp, die Gefährlichkeit der Situation erfassend — der grimmige Schnauzbart stand dicht vor ihm — legte seine Stimme in feierliches Pathos und sprach, mit einem Blick nach Christiane hin: „Ein holdes Weib ist die Krone der Schöpfung. Gibt es etwas Schöneres, als sie zu schmücken?“

„Quatsch!“ brummte der Blinde und tastete sich nach seinem Fensterstuhl zurück. Sein Argwohn war geweckt.

Florian Rapp aber hielt es für ratsam, sein Schäferstündchen für heute abzubrechen. „Gut Ding will Weile haben“, dachte er, und mit dem härbeißigen Soldaten war nicht zu spaßen. Soviel hatte er schon gemerkt.

So kam der 5. April heran, der große Tag in Gottfrieds Kalender, den Christiane nicht verfehlen durfte, ihm schon am Vortage anzukündigen. Der Tag von Eternsforde!

Er stand eine Stunde früher auf als sonst, ließ sich seine grüne nassauische Paradeuniform reichen, hing den Säbel am gelben Bandelier um, setzte seinen alten Artillerietschako auf und ließ einen nachbarlichen Freund kommen, der ihm auf der Ziehharmonika das Schleswig-Holstein-Lied spielen mußte. Dann stand er stramm,

wie er vor Jahren vor dem General Brangel gestanden hatte, kommandierte „Marsch!“ und paradierte dann unter den Klängen der Harmonika singend durch die Stube, daß die Dielen knirschten und die Wände dröhnten:

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht . . .

Es war sein Feldgottesdienst, an dem er nicht rütteln ließ.

Aber es war nicht umsonst der Tag von Eternsörde. Auch er sollte mit einer Explosion enden.

Seine Gans verdauend, saß Gottfried Damm am Nachmittag wieder auf seinem angestammten Stuhl am Fenster, döste vor sich hin, hörte den Rhein rauschen und die Räder der Dampfer ins Wasser klatschen, und allmählich schwebte sein Geist nach nordischen Fernen: die See brandete, die Möwen schrien, Kanonen brüllten auf, ein Schiff krachte in die Luft, und dann — dann saß er neben der blonden Niese und küßte sie . . .

Er fühlte sich wieder jung . . . ganz jung . . .

Da — er hörte es ganz deutlich — ging eine Tür, er hörte Schritte und in der Nebenstube —

Teufel! war das nicht wieder die Stimme jenes verdächtigen Nichtenprotectors? Was wollte der Halunke schon wieder? Der Blinde horchte scharf hin.

Plötzlich war es ihm, als hörte er ein leises Getuschel, dazwischen das Richern Christianes, die wie eine Turteltaube gluckste.

Da war's vorbei. Er fühlte, die Ehre seines Hauses war in Gefahr. Sein Soldatenstolz von 1849 flammte in ihm auf. Die Ehrenmedaille von Eternsörde auf seiner Brust rief ihn. Krach! fiel sein Stuhl um und mit dem blanken Säbel in der Faust stolperte er auf die Nebenstube los und riß die Tür auf. Er kannte sich nicht mehr. Massakrieren wollte er sie — alle beide. Mit einem furchtbaren Fluch schlug er darauf los — schlug in die Luft — schlug irgendwo hin, wo er die beiden vermutete. Eine Lampe krachte. Glasplitter prasselten. Der Blinde hörte nichts. Wie-

der ein furchtbarer Hieb. Da — ein Fall — ein Rollen auf dem Boden . . .

Der Wütende hielt plötzlich ein. Die Besinnung war wieder da. O Gott — wenn nur nicht — —! Er tastete über den Boden — hatte auf einmal einen Kopf in der Hand — kalt — hart — — und sank entsetzt nieder. Kein Zweifel — er war zum Mörder geworden.

Da — was war das? Neben ihm ertönte die sanfte Stimme Christianes:



Mit einem furchtbaren Fluch schlug er darauf los.

„Komm, steh auf, Gottfried! Was treibst du für Possen?“

Er seufzte erleichtert auf. Gott sei Dank, sie lebte noch.

„Ja, aber was — was war denn das, was ich — —?“

„Du hast der Modellpuppe den Kopf abgeschlagen! Da liegt er in der Ecke. Warst wohl wieder in Schleswig-Holstein?“

„Und der — der andere?“

„Ist mit dem „Christian dem Achten“ in die Luft geflogen!“

Sie lachte, und am Schlusse lächelte er mit. Gottlob, er war kein Mörder geworden!

Daß sie bei dem Ansturm des rasenden Rolands unters Bett retiriert war und der „Protector“ Florian Napp sich zum hinteren Fenster hinaus geflüchtet hatte, verschwieg sie ihm. Er bekam auch keine Gelegenheit mehr, das Schlachtschwert in seinem Hause zu schwingen. Denn der Ananas-

Casanova war klug genug, seit jenem Eekernförder Gedenktag das gefährliche Manöverterrain zu meiden.

Gottfried Damm war ein stiller Mann geworden. Er lebte mit seinen Gedanken in der Vergangenheit. Dort stand für ihn das Land in Sonne und Blumen. Die Gegenwart war dunkel und lichtlos.

Bis der Tag kam, der ihn wie weckende Adlerflügel überrauschte und ihm das ver-



Plötzlich flog die Türe auf und sein Sohn stürzte ihm in die Arme, das Eiserne Kreuz auf der Brust.

dämmerte Soldatenblut in neue Wallung versetzte.

Juli 1870! Unter seinem Fenster erklang die „Wacht am Rhein“. Soldatenzüge zu Land und zu Wasser. Vieder und Trompeten. Die deutschen Truppen zogen gen Frankreich. Und das Herrlichste für ihn: sein Junge zog mit. Dem Blinden

war's, als ob die Berge sängen und der Strom ihm zujubelte: Dein Junge ist dabei! Lieb Vaterland magst ruhig sein!

Sein langjähriger Wunsch, noch ein geeintes Deutschland zu erleben, sollte sich erfüllen. Er ließ sich von Christiane jeden Tag die Kriegsnachrichten vorlesen, und wenn Extrablätter erschienen mit Siegesbotschaften — und sie kamen fast jeden Tag — dann ließ er sich auf die Straße führen und horchte und schnupperte in der Luft, ob nicht der Wind ihm den Geruch von Pulver zutrage, wie damals — Anno 1849.

Und ein Jahr später — im Sommer 1871 — als das siegreiche Heer über den Rhein zurückkehrte und die einheimischen Krieger mit Sang und Klang vorbeizogen, da stand der blinde Veteran hoch und stramm am offenen Fenster — den ergrauten Schnurr- und Backenbart sorgsam gestrichelt —, hatte seine alte schleswig-holsteinische Uniform an, die Kriegsdenk-münze von Eekernförde auf der Brust, und grüßte, die Hand am Tschako, das vorbeiziehende Bataillon, das er nicht sehen konnte, aber dessen jubelnde Zurufe er hörte.

Und plötzlich flog die Türe auf und sein Sohn stürzte ihm in die Arme, das Eiserne Kreuz auf der Brust. Draußen erscholl die „Wacht am Rhein“.

Das war zuviel auf einmal für den Blinden. Sein Herz versagte. Er sank in den Stuhl. Die Freude hatte ihn getötet. Er war hinübergegangen mit einem sieghaften Lächeln auf den Lippen. Denn auch er war Mitkämpfer gewesen an des Vaterlandes Freiheit und Größe.

Ein Leben.

Erzählung von Mag Jungnickel.

Der alte pensionierte Schuldirektor lebt so seinen Kleinstadttag. Ein Junggeselle, in einer Mansardenwohnung, am Ende der Stadt. Er ist Hausmagd und glühender Verehrer von Fontane in einer Person. Sein Pelz, sein alter dicker Pelz ist sein einziges Staatsstück. Sein Vater war

Weber. Er wäre sicherlich auch Weber geworden, wenn sein Bruder nicht gewesen wäre.

Dieser Bruder war Maler, — erhielt schon in jungen Jahren hier und dort große Aufträge und zog den kleinen Bruder vom Webstuhl. Er bezahlte die Stu-

diengelder, bis er fest auf beiden Beinen stehen konnte und eine Anstellung hatte.

Manchmal, wenn er Fontane liest, immer vom Pfeifenqualm umwölkt, sieht er plötzlich auf und sagt sich: „Mein Gott, wie bin ich dir und meinem Bruder dankbar, daß du mich nicht hast Weber werden lassen. Nie hätte ich diese schönen Bücher kennen gelernt, die auf der Welt geschrieben wurden, nie die herrlichen Bilder gesehen, die auf der Erde gemalt wurden, nie die Melodien gehört, die die Musiker erdachten. Oh, wie bin ich euch beiden dankbar, daß ich nicht am Webstuhl zu sitzen brauche.“

Er lebt mehr als sparsam. Wer ihn oberflächlich kennt, wird sofort sagen: „Der Herr Schuldirektor im Ruhestand ist ein großer Geizhals!“ — Wo läßt er bloß seine gute Pension? Er hat doch keine Frau. Er hat doch nichts zu versorgen. Jahrelang trägt er immer den einen Anzug. Früh trinkt er sein Glas Milch. Gegen elf Uhr vormittags, regelmäßig wie eine Uhr, wandert er durch den Wald. Im nächsten Dorf ist eine Wirtshaus, wo er sein Mittagbrot für fünfzig Pfennig bekommt. Abends geht er zum Kegeln. Er verlangt die Speisekarte. Und dann hält er sie bedächtig in den Händen. Jedes Gericht, was auf ihr steht, kostet er in Gedanken durch, nicht zustimmend mit dem Kopf, schmäht mit den Lippen, und nach einer Weile sagt er: „Großartige Speisen haben Sie da wieder, Herr Wirt; aber ich esse lieber wieder mein Stück Käse mit Brot und trinke ein kleines Bier dazu.“ Und das alle Abende. Ist er doch geizig? Aber wo läßt er nur sein Geld? — Er macht keine Reisen, leistet sich nur den schäbigen Pfeifentabak und ist trotzdem immer fröhlich und guter Dinge. Sein Ofen bleibt im Winter kalt. Er liegt tief in seinen Pelz gewickelt, auf einem hölzernen Liegestuhl. Handschuhe hat er an und die Mütze über die Ohren. Ein kleines Buch im Schoß: Die Gedichte von Claudius. Vereißt die Scheiben. Und er liest und zieht an der Tabakspfeife. Manchmal hält er inne, spricht selig eine wunderschöne Claudius-Verse vor sich hin und liest dann, ein wenig verklärt, weiter. — Es wird geklopft. Er ruft: „Herein.“ Zwei

kleine Jungen stehen da, die Kinder vom Pastor, die ihm das Kirchenblatt bringen. Er begrüßt sie auf lateinisch. Die Jungen geben den Gruß lateinisch zurück. Auf einmal spricht der alte Schuldirektor griechisch. Die Jungen geben griechische Antworten. Und nun erzählt der Alte, erzählt von Chroniken, Junkern, Webern, Schuftern und Dichtern. Die kleinen Jungen hören atemlos zu. Sie fühlen die Kälte nicht. Sie werden von der riesigen Tabakswolke wie in ein seliges, abenteuerliches Land gehoben. Der Alte leuchtet. Sein Hauch stiebt. Und auf einmal ist es Abend.

Ja, dieser alte Schuldirektor! Wo läßt er bloß sein Geld? Geizhälse sind doch sonst immer knurrig und mißtrauisch. Er aber ist immer lebensfroh.

Und eines Morgens ist er tot. Zu seinem Begräbnis erscheint eine etwas versorgte Frau mit ihren beiden Söhnen: zwei junge Herren. Als sie ihn begraben haben, stehen die drei im Kreise der Freunde des verstorbenen Schuldirektors. Die Frau sagt: „Lieber, lieber Schwager.“ Um ihren Mund zuckt es schmerzlich. Sie wendet sich ab. Und die beiden Herren flüstern: „Guter, lieber Onkel!“ Und nun schreiten sie weinend hinter der Mutter her.

Am nächsten Tage weiß es die ganze Stadt: der Direktor hat gedarrt und gehungert, damit die beiden Menschen studieren konnten. Sein Bruder, der es möglich gemacht hatte, daß er Schuldirektor wurde, war sehr früh gestorben und hatte seine Familie mittellos hinterlassen. Und da war er eingesprungen, selbstlos, auf alles verzichtend, und hatte geholfen und war selig, daß er helfen konnte.

~~~~~

**R**uhm und Ehre jedem Fleiß!  
Ehre jeder Hand voll Schwielen!  
Ehre jedem Tropfen Schweiß,  
der in Hütten fällt und Mühlen!  
Ehre jeder nassen Stirn  
Sinterm Pfluge — doch auch dessen,  
der mit Schädel und mit Hirn  
hungernd pflügt, sei nicht vergessen!  
Ferdinand Freiligrath.



## Unruh der Zeit

Von Will Vesper

Das kleine Rad läuft ohne Ruh  
und mit ihm wider Willen du  
und ich und jedes Menschenkind.  
Die Unruh im Gehäuse klagt,  
das Herz in armer Brust verzagt:  
Wohin, wozu denn so geschwind?  
Und mancher fragt und klagt sich taub:  
Mein Leben fährt dahin wie Staub  
in einem starken Wind.  
Doch singt die Drossel immerzu,  
Die Rose blüht in Himmelsruh,  
Die Mutter wiegt ihr Kind.  
Da schweigt der Wind, steht still die Zeit,  
Es glänzt herauf die Ewigkeit,  
wo wir zu Hause sind.



## Des Hinkenden Boten Standrede über das Leben unserer ältesten Vorfahren nach Funden, Ausgrabungen und geschichtlichen Ueberlieferungen.



An den Stammtischen, die überall im deutschen Land zu finden sind, wo Männer nach des Tages Arbeit gern etwas Vernünftiges reden oder anhören, werden manchmal die seltsamsten Dinge verhandelt, denn worauf kommt man nicht zu sprechen im Lauf eines Abends, und wenn einem ein Glas Wein die Gedanken und die Sprache löst? Im „Goldenen Löwen“ aber gab es sich dieses Jahr, als der Hinkende dort einkehrte, daß man auf eine gute Sache zu sprechen kam, über die man sonst noch nie an des Löwenwirts rundem Tisch ein Wörtlein verloren hatte, für die aber nun zu des Hinkenden Freude sich sofort eine allgemeine Teilnahme zeigte.

Nun, mancher freundliche Leser und viele geneigte Leserinnen, die oben die Ueberschrift der Standrede angeschaut, und die dieses Kapitel des Kalenders begonnen haben mit gutem Willen, aber zunächst noch etwas zerstreut, werden etwas mißtrauisch fragen: soll es darauf hinaus, daß wir aufgewärmt wieder vorgeseht bekommen, was wir einst in der Schule im Geschichtsunterricht von den alten Deutschen gehört haben?

Aber halt! Es handelt sich ja gar nicht um solchen Schulkrum, an den mancher Leser vielleicht darum nicht gern erinnert sein will, weil ihm gewisse Sünden

und Schwachheiten aus der Schulzeit einfallen —, sondern es ist eigentlich eine neue Entdeckung, die man an jenem Abend im „Löwen“ gemacht hat!

Und das kam so: der Schneidernaz, den man oft schon scherzhafterweise den „Agrarier“ genannt hatte, weil er einen kleinen landwirtschaftlichen Grundbesitz sein eigen nannte, der Schneidernaz also, zog aus seiner Rocktasche ein in Papier eingewickeltes schweres Etwas heraus und legte es auf den Tisch.

„Ja, das ist etwas Besonderes, Hinkender, da werdet Ihr staunen!“ sagte er. Er enthüllte aus dem Papier die Klinge einer Axt, die eine ungewöhnliche Form hatte und etwas abgenutzt und ein wenig angerostet aussah, aber doch nichts so hervorragend Merkwürdiges war, wie man es nach seiner Ankündigung erwartet hatte. Verwundert schauten die Stammgäste des Löwenwirts auf das unansehnliche Eisenstück. Der Hinkende wog es in der Hand, betrachtete es durch sein Vergrößerungsglas, und sagte: „Das sieht aus wie eine Streitaxt aus dem frühesten Mittelalter. Haben das die Herren vielleicht ausgegraben draußen auf Euerem Acker beim Heidenweg?“

„Hinkender, Ihr seid wie immer der Sach' auf der Spur!“ erklärte der Schneidernaz. „Vor ein paar Jahren schon hat ein Knecht das Ding draußen auf dem Acker gefunden, wo jetzt ausgegraben wird. Wir haben einen Stiel hineingesteckt und mit dem Beil noch manche grobe Arbeit verrichten können. Die Schneide hier ist nicht nachgeschliffen; sie hat vom Rost fast nicht gelitten. Und doch ist das Stück Eisen gut schon anderthalbtausend Jahr alt!“

„Anderthalb Jahrtausende?“ warf der Bachhuber ein. „Dann wär das eine Axt aus dem fünften Jahrhundert nach Christi Geburt! Das ist aber kaum zu glauben. Das Ding müßt' ja schon lang vom Rost aufgefressen sein . . .“

Diesem Einwurf stimmten die meisten Gäste der Tafelrunde durch Kopfnicken zu, der Schneidernaz aber erklärte: „Ja, das hab' ich zuerst auch gedacht. Aber einer der Herren, die draußen die Ausgrabungen leiten, hat mich anders belehrt. Das ist ein anderes Eisen als das, was wir heute haben, eine bessere Sorte, mit Holzkohlen hergestellt und handgeschmiedet. Das hat die Jahrhunderte hindurch nur wenig Kost angelegt. Unsere Axtte oder Werkzeuge wären schon in der halben Zeit vollständig zerstört, besonders die ganz billige Fabrikware . . .“

Der Schmiedzaver hatte während dieser Rede die Axt zur Hand genommen und aufmerksam betrachtet. Er sagte lachend: „Ja, Handarbeit ist immer noch am dauerhaftesten!“ Dann erklärte er in ruhigem sachmännisch urteilendem Ton: „Eine merkwürdige Form hat die Axt. Es sieht fast aus, als wär' sie nicht zum Holzspalten gemacht. Eher zum Schädelspalten . . .“

„Stimmt!“ bemerkte der Sinkende lebhaft zustimmend. „Das ist eine alte germanische Streitaxt. Man sieht es schon an der breiten Schneide. Sie ist aus einer Kriegswaffe nach über 15 Jahrhunderten zu einem Hausgerät geworden! Das ist kurios, aber bei den Ausgrabungen dort draußen habt ihr euch wohl manchmal wundern müssen?“

Da nickte der Bachhuber, strahlend vor Klugheit und Besserwissen, über den Tisch dem Bürgermeister zu: „Ja, es hat lang gedauert, bis die Leut' begriffen haben, warum draußen am Heidenweg jetzt gegraben wird, wo man doch nur alte Knochen, rostiges und grüspaniges Zeug dort findet, aber keine Dukaten und alte Goldstücke. Zuerst hab' ich die Graberei auch kurios gefunden und hab' gedacht, das wär etwas, das nur die Professoren und Gelehrten angeht, aber dann hab' ich mir die Geschichte angeschaut, und einer der Herren hat mir manches erzählt von dem Leben der Leute, die vor langer Zeit in unserer Gegend wohnten. Das ist so wichtig und merkwürdig, daß ich mein', wir sollten uns freuen, daß wir so etwas in unserem Gemeindebezirk haben . . .“

„Da habt Ihr recht, Bachhuber!“ rief

ihm der Sinkende zu. Ueberall, wo man solche Dinge aus der Zeit der alten Germanen findet, bekommen die Leute einen Mordsrespekt vor den Menschen, die früher da gewohnt haben. Daß das tüchtige Kerle waren, kann man schon aus dieser Streitaxt sehen!“

Der Wagnerkarle, der, hinter dem Sinkenden stehend, eine Weile zugehört hatte, klopfte dem Boten auf die Schulter und sagte: „Jetzt muß ich mal' dumm fragen: steht denn das nicht in den Büchern, wie die Leut' ausgesehen haben Anno 500? Es wird doch aufgeschrieben worden sein? Man weiß doch auch von den alten Griechen und von den Aegyptern, wie sie gelehrt haben — sogar 2000 Jahr vor Christi Geburt.“

„Natürlich“, entgegnete der Sinkende, „es ist auch über die alten Deutschen allenthalben aufgeschrieben worden, und das kann man jetzt in Büchern lesen. Ein Aber ist jedoch dabei. Nämlich die Leute, die aufgeschrieben haben, wie es vor bald 2000 Jahren bei uns ausgesehen hat, waren Ausländer, ja sogar Feinde des germanischen Volkes, nämlich Römer. Unsere Vorfahren waren tüchtige und sicher auch kluge Menschen, aber die Kunst des Schreibens war ihnen noch unbekannt. Darum stammt alles, was über sie aufgeschrieben wurde, von Fremden, und es ist ganz klar, daß da manches nicht stimmen wird. Aber es ist sehr interessant zu lesen, was so ein Römer vor bald 2000 Jahren über unsere Landsleut' geschrieben hat. Vielleicht kauft einer von euch das Buch, das der Römer Tacitus über die Germanen geschrieben hat. Der Herr Pfarrer oder der Herr Lehrer kann es euch auch einmal leihen für ein paar Winterabende. Obwohl es von einem Fremden, von einem Manne, der die Germanen nicht liebte, geschrieben wurde, kann man doch sagen, daß dies Buch dem germanischen Volk ein sehr ehrenvolles Zeugnis ausstellt. Ja, der Herr Prätor Tacitus — heute würde man ihn vielleicht Justizrat nennen — stellte unsere Vorfahren den im Großstadtleben schon versumpften Römern als Vorbild hin. Er rühmt die unverdorbenen Germanen, ihren mächtigen Wuchs, ihre trohigen blauen

Augen, ihre goldblonden Haare, ihre kriegerische Tüchtigkeit beim Sturmangriff. Und dem läppigen, verwöhnten und in manchen Lastern verbluderten römischen Weibervolk hält er die Reinheit und Sittsamkeit der germanischen Frauen vor Augen. In Germanien hatten die Frauen ja ein hohes Ansehen, man erblickte in ihnen oft sogar etwas Heiliges und traute ihnen zu, daß sie die Zukunft voraussagen könnten. Die römischen Dämchen werden auch gestaunt haben, wenn sie lasen, daß die Germanenfrauen sich oft in das Kampfgetümmel der Schlacht wagten und die wankenden oder weichenden Reihen der Männer durch Zurufe zum Stehen brachten.

Von dem, was in dem Büchlein des Herrn Tacitus steht, ist am bekanntesten die böse Bemerkung, daß die Germanen gern faul auf der Bärenhaut lagen, oft und reichlich tranken, und daß sie dem Glücksspiel und der Rauferei sich hingaben. Sicherlich sind damit Fehler des germanischen Volkes berührt, von denen sich einige bis auf heute vererbt haben — aber welches Volk hat denn keine? — Es ist jedoch töricht, wenn man aus der ganzen Schrift des alten Römers nur diese Dinge anführt, und dabei gar nicht bedenkt, daß zum Beispiel die angebliche Langschläferei unserer Vorfahren nur einem Mann aus dem Süden merkwürdig erscheinen mußte, wo man schon vor Sonnenaufgang aufzustehen pflegte, weil das wärmere Klima es erforderte. Der Vorwurf der häufig vorkommenden Trunksucht ist sicher auch sehr übertrieben. Aber es ist wohl ein Körnchen Wahrheit darin, wenn der römische Geschichtsschreiber erzählt, daß man damals alle wichtigen Angelegenheiten meist beim Becher beraten hat, zum Beispiel die Wahl der Anführer, der Abschluß von Eheverbindungen, ja sogar Beratungen über Krieg und Frieden. Das kam dem Herrn Tacitus kurios vor, weil er so etwas in seinem Land nicht kannte. Der Hinkende aber findet das so schlimm nicht, und unser lieber Gastgeber, der Löwenwirt, wird mir gewiß beistimmen, denn im „Löwen“ kommen oft deutsche

Männer zusammen, um bei einem Glas Bier oder einem Schoppen Wein sich auszusprechen über die Angelegenheiten, die sie bewegen.“

„Wie ist das gewesen, bei den alten Germanen?“ fragte der Wagnerkarle. „Haben die wirklich nicht schreiben und



Wir haben einen Stiel hineingesteckt.

lesen können? Ich mein' aber, daß ich schon gehört habe von merkwürdigen Schriftzeichen aus lauter geraden, eckigen und zackigen Strichen — war das nicht die Schrift der Germanen?“

„Ihr meint die Runen, Wagnerkarle, und Ihr habt recht“, sagte der Hinkende. „Schon im ersten Jahrhundert nach Christus oder auch früher kamen bei den Germanen die Runen auf. Aber, wenn das auch eine richtige Schrift war, so schrieben die Germanen doch damit nicht ihre Geschichte auf, auch nicht ihre Lieder und Heldengeschichten. Das alles lebte unaufgeschrieben im Gedächtnis des Volkes weiter. Die Runen wurden in Holz geschnitten, daraus erklärt sich auch ihre zack-

fige Form, weil rund. Schriftzeichen das rasche Einkerbten schwieriger gemacht hätten. Die Runen waren mehr als nur ein Mittel, um Worte oder Sätze festzuhalten. Sie waren zugleich auch Zauberzeichen und dienten als Orakel. Uebrigens kann man das Hakenkreuz, das uralte arische Heilszeichen auch als Rune ansehen, und das Zeichen, das unser Jungvolk auf Fahnen, Wimpeln, Koppelschlössern trägt, ist eine Rune, und zwar die Rune „S“. Sie wird Sieg-Rune genannt. Das Hakenkreuz und allerhand Runenzeichen sind auf vielen Fundstücken aus vorgeschichtlicher Zeit zu sehen. Die Inschriften hat man enträtselt, es sind meist Namen oder Zauberprüche.“

„Zauberprüche?“ warf der Wagnerkarle ein, „hat es solche Sachen damals gegeben? Ich hab' gemeint, die Germanen hätten ihre Religion gehabt, eine heidnische freilich, aber eine klare und saubere . . .“

„Das ist richtig, was Ihr sagt, Wagnerkarle, aber Zauberprüche, die bei uns ein Kennzeichen für den finstersten Aberglauben sind, waren damals eine ernste und natürliche Sache. Aus dem Glauben an böse Geister, und aus dem Nachsinnen über den Tod und über die Verstorbenen hat sich ja der germanische Götterglaube entwickelt. Unsere Vorfahren glaubten an den Allvater Wotan, der über alle Rätsel der Welt und des Lebens nachgrübelt, der Begeisterung weckt, und den Kämpfenden den Sieg verleiht. Seine Töchter, die Walküren, holen die Gefallenen vom Schlachtfeld. Im Blitz und Donner erkannten die Alten den hammerwerfenden Donnergott Donar. Der Gott Ziu oder Tiu war der Kriegsgott der Germanen. Der Donnerstag und der Dienstag (der in der Südwestecke Deutschlands Zistig = Zius Tag heißt) erinnern heute noch an diese germanischen Gottheiten. Im Norden Germaniens, in Skandinavien und Island, sind viele schöne Geschichten aus der Götterwelt unserer Vorfahren überliefert. Es sind die Sagen von der Welterschöpfung, von den Taten und Abenteuern der Götter und vom Weltuntergang. Das ist geistiges Erbgut unserer Ahnen. Da-

von sollte jeder etwas wissen, und es wäre doch kurios, wenn unser Christentum gefährdet würde, weil wir heute lesen oder hören, was für eine Vorstellung sich unsere Ahnen von den jenseitigen Dingen machten in einer Zeit, da das Christentum ihnen noch unbekannt war. Hat der lebendige Christenglaube etwa dadurch Schaden gelitten, daß man in Deutschland seit Jahrhunderten die Göttergeschichten der Griechen und Römer gelesen, studiert und in Dichtungen und Bildwerken dargestellt hat? Nein, niemand ist dadurch ins Heidentum zurückgefallen. Aber viel näher liegen uns doch die alten Germanen mit ihren Geschichten von den Kämpfen ihrer gewaltigen Götter, ihren rührenden Sagen von Riesen, Zwergen, Elfen und Naturgeistern! Das ist eine Welt, anders als die der Märchen, aber doch verwandt mit ihr, und wer einmal in die Schatzkammer der Väter sage eingedrungen ist, der weiß, daß es an den langen Winterabenden nichts Packenderes und Erbaulicheres zu lesen gibt als diese Geschichten.

Lustige Schwänke, aber auch ernste und gewaltige Kämpfe stehen in dem Sagenbuche, das die Göttergeschichten unserer nordgermanischen Vorfahren berichtet. Es ist schade, daß wir von unseren eigentlichen Ahnen, den einstigen Bewohnern unseres jetzigen Deutschlands, nichts derartiges wissen. Wohl hat Karl der Große alles gesammelt, was an Liedern, Erzählungen, Sagen im Volk zu seiner Zeit (Anno 800) noch lebendig war; aber sein Sohn Ludwig vernichtete diese unschätzbaren Werte. Wenn ihr diese Gestalten heute *leibhaftig* sehen wollt, den Wodan, Donar, den teuflischen Loki, die Riesen, und sogar die von ihnen für Wodan erbaute Götterburg Walhall, dann geht einmal in der Stadt drinnen ins Theater, wenn der „Ring des Nibelungen“ von Richard Wagner gespielt wird. Es sind vier gewaltige Theaterstücke mit einer herrlichen Musik. Im letzten Stück erlebt ihr dann noch den Weltuntergang mit, die Götterdämmerung, wie die Alten sagten. Da werdet ihr sicher hohe Achtung bekommen vor den Leuten, die solche Geschichten sich ausdachten, und solche gewaltigen Gestalten verehrten.“

Der Hinkende hatte diese Erklärungen mit lebhafter innerer Bewegung vorgetragen. Derartige Dinge waren noch nie am Stammtisch im „Löwen“ besprochen worden, aber nun hatten sie aufmerksame Zuhörer gefunden.

„Unser Ort“, sagte der Löwenwirt mit behäbigem Stolz, „ist durch die Ausgrabungen im ganzen Land berühmt geworden. Von weither kamen Gelehrte, und ich hab' manche Gesellschaften und Vereine drüben in meinem kleinen Saal gehabt. Sie haben dem Professor zugehört, der die Ausgrabungen leitet, und sie haben darüber lang diskutiert, daß ich gemerkt hab', es gibt doch viel Sachen, von denen unsereiner fast nichts weiß. Jetzt ist mir manches Licht aufgegangen, denn der Herr Professor hat drüben in dem kleinen Saal einen Schrank aufgestellt mit einem Teil der Sachen aus den Germanengräbern. Die wichtigsten Fundstücke sind ja schon in die Hauptstadt gebracht worden in die Sammlung für Vorgeschichte. Was wir hier haben, wird vielleicht der Anfang sein für das Heimatmuseum, das unserm Ort noch fehlt . . .“

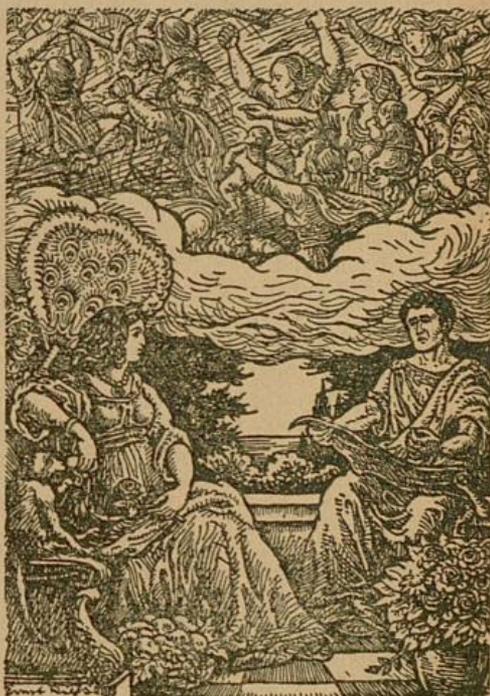
„Aber nimmer lang!“ warf der Bürgermeister ein, „die Sache ist schon beschloffen. Es ist mir schon eine ganze Anzahl von alten Sachen, Urkunden, Bildern, alten Geräten, Möbeln, Trachten und Waffen in Aussicht gestellt worden für das Museum, und der neue Herr Lehrer wird es einrichten drüben im Rathaus.“

„Bravo!“ rief da der Hinkende, und sein Beifall fand in der Tafelrunde lebhafteste Zustimmung. „Es wird mir eine Freude sein, euer Museum anzuschauen, wenn ich wieder komme. Museum ist aber ein viel zu hochtöniges Wort; warum nennt ihr's nicht „Heimattube“ und richtet es ganz gemütlich ein, daß sich manchmal eine kleine Gesellschaft drin versammeln kann zum Singen oder zum Geschichtenerzählen? So hab' ich's einmal drüben im Bayrischen getroffen. Aber, Löwenwirt, können wir etwas von den Sachen sehen aus dem Schrank des Herrn Professors?“

„Zawohl, ich hole sie herüber. Der Professor wird sich freuen, wenn er er-

fährt, daß der Hinkende sich mit diesen Sachen beschäftigt und sogar im „Löwen“ eine Standrede darüber gehalten hat. Es liegt ihm viel daran, daß die Leute im Land herum wissen, was für wichtige und wertvolle Sachen in unserem Heimatboden drin stecken.“

Während der Löwenwirt hinausgegangen, ging ein lebhaftes Hin- und Herreden um den Tisch herum. Die alten Germanen standen im Mittelpunkt der allgemeinen



Berühmte Römerin läßt sich aus Tacitus vorlesen.

Aufmerksamkeit, und der Hinkende mußte dem Schmiedgaver erklären, daß vor anderthalb Jahrtausenden es schon richtige tüchtige Bauern und einen ausgedehnten Ackerbau gab. Der Schmiedgaver hatte geglaubt, die ganze Gegend sei mit Urwald bedeckt gewesen, und die Germanen hätten in diesem wilden Wald gewohnt.

„Nur zur Jagd, und wenn er der geahnten Gottheit nahe sein wollte, ging der Germane in den Wald“, sagte der Hinkende. „Von den Wohnungen unserer Vorfahren weiß man ja heute nicht viel, weil sie in Holzhäusern wohnten und davon fast

nichts sich erhalten hat. Aber sicher ist es, daß die germanischen Bauern nicht in Dörfern, sondern in einzelnen Höfen haften.“

Der Löwenwirt brachte auf einem Brett, mit dem sonst die lederen Schüsseln und Platten der Frau Löwenwirtin den Gästen serviert wurden, eine Anzahl Schachteln, gut ein halbes Duzend, herein und stellte sie auf den Tisch.

In der ersten Schachtel, die der Hinkende öffnete, lagen einzeln in kleineren Behältnissen sonderbare Steinstücke und einige Scherben, ganz unscheinbare Sachen, von denen man glauben konnte, sie seien irgendwo von einem Schotterhaufen aufgelesen. Ein Zettelchen lag dabei. Der Hinkende las es und nickte: „Dies sind Sachen aus der Steinzeit, meine Herren; sie sind drüben am Ettersberg gefunden worden, wie hier darauf steht; sie stammen also nicht von den Ausgrabungen am Heidenweg. Das sind uralte Stücke, vielleicht schon 5000 Jahre alt oder noch älter. Auf tausend Jahre kommt es nicht an, wenn man das Alter solcher Sachen schätzt. Dies hier ist ein Messer aus Feuerstein, diese bröckeligen Scherben sind Stücke von einem Tongefäß aus der Steinzeit. Von den Menschen dieser Zeit wissen wir fast nichts. Sie kannten noch kein Metall, ihre Geräte waren aus Stein, Horn oder Bein.“

„Vor solchen alten Sachen wird einem ganz merkwürdig zu Mut“, sagte der Wagnerkarle, „wenn man denkt, wie die Menschen ausgesehen haben werden, die diese Sachen einst in der Hand hatten. Aber wo ist denn das Steinmesser?“

„Hier“, sprach der Hinkende und ergriff ein unscheinbares graugelbes Steinstück.

„O je!“ rief der Schmiedgaver. „Das soll ein Messer sein?“

„Ja, das ist ein Messer. Ihr denkt, es fehle ihm der Griff? Einen solchen gab es wahrscheinlich nicht. Glaubt ihr vielleicht, mit dem könne man nicht gut schneiden?“

Der Hinkende schlug die Zeitung auf, die auf der Holzplatte des Tisches lag und und schnitt mit dem Steinmesser durch einige leichte Schnitte ein viereckiges Papierstück sauber heraus.

„Schneidet das nicht besser als manche

Stahlklinge? Das Messer ist gut seine 5000 bis 6000 Jahre alt!

Wir wissen ja wenig über die Menschen der Steinzeit, weil außer ihren Steinmessern, Steinbeilen und Hämmern fast alles im Lauf der Jahrtausende zerstört wurde. Die Scherben von Steinzeittöpfen geben beim Anschlagen, wie ihr hört, einen klanglosen Ton und sind leicht zerbrechlich. In späteren Zeiten, in der Bronze- und Eisenzeit, hat man dann verstanden die Tongefäße härter zu brennen; ihr werdet aber merken, daß sie immer noch weicher sind als die Tonscherben von heute . . .“

Die Stücke aus der Steinzeitschachtel wurden von der Tafelrunde fast andächtig betrachtet. Der Bachhuber erlaubte sich den Spaß, mit dem Feuersteinmesser die Spitze einer Zigarre abzuschneiden und sagte: „Ich hätt' es nicht geglaubt, daß solch ein Steinmesser zu so etwas taugt! Die alten Germanen haben freilich noch nicht geraucht . . .“

„Ob die Hersteller dieser Steinmesser und Pfeilspitzen aus Stein Germanen waren, das ist eine Frage für die Gelehrten“, bemerkte der Hinkende. „Das erste Auftreten der Germanen ist bisher nicht früher als um das Jahr 1800 vor Christus festzustellen gewesen, und man weiß, daß das germanische Volk hervorgegangen ist aus einem Urvolk, das die Wissenschaft indogermanisch oder arisch genannt hat. Die Heimat dieses Urvolkes war an den Küsten der Ostsee . . .“

„Anno 1800 vor Christus?“ fragte der Wagnerkarle. „Dann kann also unser Volk auf mehr als dreieinhalb Jahrtausende zurückblicken! Haben die Germanen von Anno 1800 vor Christus also keine Steinmesser mehr gehabt, sondern richtige wie wir?“

„Langsam, Wagnerkarle! Solinger Stahlwaren gab es damals, bei den frühesten Germanen noch nicht. Es war aber in jener Zeit schon die Bronze entdeckt worden, eine Metallmischung aus neun Teilen Kupfer und einem Teil Zinn. Sicherlich war die Bronze zunächst ein so kostbarer Artikel, daß noch viele Werkzeuge und Messer aus Stein und Horn oder

Bein benutzt wurden. Vor einigen Wochen hat mich ein waderer Buchbinder belehrt, daß es auch heute noch Werkzeuge aus Stein und Horn oder Bein gibt, er zeigte mir den aus Achatstein geschliffenen Glätzahn, mit dem er den Goldschnitt der Bücher poliert, und sein Falzbein aus Knochen. Ja, wir hängen mehr als wir meist denken, mit den vergangenen Zeiten

zusammen! Viele Gelehrte haben die Bronzezeit das goldene Zeitalter der Germanen genannt, und wenn man die Sachen sieht aus jener Zeit, dann versteht man diesen Ausspruch.

Wenn man in den Sammlungen in der Stadt die Dinge anschaut, die aus jener Zeit stammen — die

Bronzezeit ging etwa ums Jahr 800 vor Christus in die Eisenzeit über — dann wächst unsere Achtung vor unseren Vorfahren. Meistens stellt man sich ein

alten Germanen vom Jahre 1000 vor Christus als einen in Felle gekleideten mit Stierhörnern geschmückten, speertragenden „Wilden“ vor. Aber ganz anders sahen die Germanen der Bronzezeit in Wirklichkeit aus! Die Männer trugen einen ärmellosen Kittel aus gewebtem Zeug, darüber einen Umhangmantel, der unter dem Kinn durch eine Art Schließe zusammengehalten wurde. Auf dem Kopf eine dicke Wollmütze, an den Füßen lederne Schuhe. Am Gürtel trug der Mann das Schwert oder einen Dolch oder auch eine Streitaxt, und diese Waffen sind technisch

und künstlerisch ganz hervorragend gemacht. Früher hat man geglaubt, diese Dinge hätten die Germanen durch Tauschhandel von südlichen und östlichen Völkern erhalten. Das ist aber nicht richtig, denn man hat in Deutschland auch Gußformen und halbfertige Stücke gefunden. Die Frauen hatten eine kurze Jacke mit halb-

langen Ärmeln und einen Rock, der durch einen Gürtel über den Hüften festgehalten wurde. In einem Haarnetz trugen die Frauen ihr halb- lang geschnittenes Blondhaar.

Die Bubliköpfe von heute waren also schon vor dreitausend Jahren einmal da! Ueberhaupt hatten diese prächtigen Germanen der Bronzezeit allerhand Dinge, aus denen man ersehen kann, wie falsch es war, wenn man sie sich als wilde Waldmenschen vorstellte; es gab da feinverzierte Messer und Haarpinzet-



Runen. — Die Zeichen bedeuten:  
f u t h a r k ; g w h n i ; j e p a s t ; b e m l n g s t o .

ten. Das sind kleine Zängchen zum Ausrupfen störender Barthaare. Herrliche Fibeln, das heißt Broschen zum Zusammenhalten der Gewänder, kann man heute noch bewundern. Aber am meisten staunt man über jene merkwürdigen Musikinstrumente, die man Luren nennt. Das sind gewaltige Blashörner, der Posaune und dem Waldhorn im Ton ähnlich, die von den alten Germanen wahrscheinlich bei gottesdienstlichen Handlungen verwendet wurden. Man bekommt den Eindruck, daß diese Epoche eine Zeit des Wohlstandes

und hoher Kultur war; aber man weiß leider nichts von den großen Persönlichkeiten dieser Jahrhunderte, und nichts von den Unternehmungen und Schicksalen des Volkes während dieser Zeit. Vielleicht lebten damals Männer, die als Führer und Hel-



Eurenbläser.

den, als Künstler und Dichter zu den größten Persönlichkeiten der germanischen Geschichte gehörten, ihren Namen aber meldet kein Lied, kein Heldenbuch. Sie sind verfunken und vergessen . . . Oder? Was mein Ihr, Bürgermeister? Soll man nicht glauben, daß in uns, in unseren Adern noch von ihrem Blute fließt?“

Nachdenklich nickten die Köpfe der Tafelrunde bei diesem Gedanken.

„Draußen auf dem Aker am Heidenweg sind auch allerhand Sachen aus Bronze ausgegraben worden. Man kennt sie am Grünspan. Aber dabei sind auch viele eiserne Waffen und Geräte“, warf der Schneidernaz ein.

„Ja freilich“, entgegnete der Hinkende und deutete auf die Schachteln mit den Fundstücken vom Heidenweg, „die Leute, die dort draußen begraben sind, die lebten in der Eisenzeit. Da war inzwischen auch das Klima schlechter geworden, und das Eisen eignete sich weniger zu

kunstvoller Bearbeitung als die Bronze, darum machen diese Ueberreste nicht den Eindruck wie die Dinge aus der „goldenen“ Bronzezeit, in der die Germanen durch einen blühenden Bernsteinhandel ein reiches Volk gewesen waren. Die Bronze stand aber noch während der ganzen Eisenzeit, die etwa von Anno 800 vor Christus bis etwa Anno 1200 nach Christus dauerte, hoch in Ehren und wurde besonders bei heiligen Handlungen, bei denen man auch noch Steingeräte benutzte, verwendet. Auch für Schmucksachen blieb die Bronze beliebt. Hier ein eiserner Fellschaber, ein Spinnwirtel, eine Fleischgabel, und dann diese wundervollen Fibeln und Spangen! Seltsame Verzierungen sahen wir da, Tiergestalten, die zeigen, was für eine reiche Phantasie der Künstler damals hatte; eine bekannte Werkstätte für edeln Schmuck, die Württembergische Metallwarenfabrik in Geislingen, hat diese köstlichen Muster von Spangen und Broschen genau nachgebildet und mit diesen schönen Stücken großen Erfolg erzielt! Leider fehlt in unserer Sammlung noch etwas Wichtiges: ein Schwert. Es sind alle gefundenen Stücke in die Stadt gebracht worden, aber hier haben wir wenigstens einige Photographien von den geöffneten Gräbern. Ihr habt wahrscheinlich das, was diese Photographien zeigen, draußen in der Wirklichkeit gesehen, und werdet bemerkt haben, daß es damals zweierlei Schwert gegeben hat, das große zweischneidige Langschwert, das Spatha genannt wird, und das weitverbreitete Kurzschildschwert, der Sag. Diese Waffe hatte nur eine Schneide und einen breiten kräftigen Rücken. Etwas Aehnliches gibt es ja auch heute noch, aber freilich nicht als Waffe, sondern als ein Messer für den Hausgebrauch, mit dem man Astwerk zerkleinern oder Pfähle spitzen kann. Hierzulande nennt man ein solches Messer heute noch Sässi, das heißt also „kleiner Sag“. Ist es nicht geradezu ergreifend, diese Toten in ihrer Grube liegen zu sehen, neben sich das Schwert? Was für prächtige Kerle waren das doch, diese Männer, die sogar im Grabe noch ihre Waffe neben sich hatten! Bauern vom Stamm der Ale-

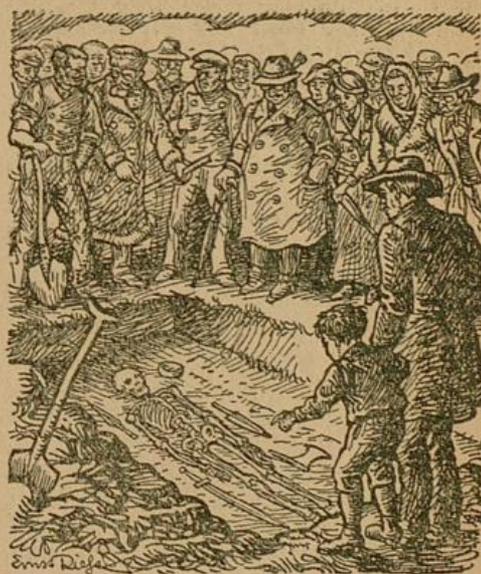
mannen waren es, die zugleich Krieger waren! Wie armselig kommen wir uns vor, die wir vor den Gräbern dieser Schwertmänner stehen mit unseren Regenschirmen! Und doch sind ja auch in unseren Reihen tapfere Helden, die im Weltkrieg ihr Leben einsetzten für Heimat und Volk. Wäre es nicht schön, wenn auch wir unsere Krieger im Schmutz des Stahlhelms mit Koppel und Seitengewehr ins Grab legten? Für die Leute von Anno 500 nach Christus war es oft ein schweres Opfer, ihren Toten solche wertvolle Gaben und besonders diese prächtigen Schwerter, auf die jeder Mann stolz war, mitzugeben. Die Dinge, die man in den Gräbern fand, sind zugleich ein Zeichen dafür, daß man damals tief durchdrungen war von dem Glauben an ein Leben im Jenseits, und daß man die Eltern und die Ahnen ehrte . . .“

Nach einer nachdenklichen Pause fuhr der Sinkende fort: „Draußen am Heidenweg ist früher ein ganzer Friedhof gewesen, von dem man jetzt erst einen Teil ausgegraben hat. Und da hat man gerade an den Beigaben oft erkennen können, wer der Tote war. Man hat ja damals wahrscheinlich die Toten sippenweise beerdigt, das heißt nach Blutsverwandtschaften geordnet, und jetzt kann man noch an den Beigaben erkennen, ob es sich bei einem Toten um das Haupt der Sippe handelt, oder um einen freien Gefolgsmann oder um einen Knecht. Die Gräber der Sippenhäupter und die ihrer Frauen zeichnen sich durch reiche Beigaben aus, die freien Gefolgsleute bekamen nur ihre Waffe mit ins Grab, die Gräber der Knechte sind ohne Beigaben . . .“

„Ja, die Gräber dort draußen erzählen allerhand von den Alten . . .“, bemerkte der Löwenwirt und griff nach einer der Schachteln mit den Fundstücken. „Der Herr Professor hat es mir erzählt, was es mit diesem Ding für eine Bewandnis hat . . .“ Er nahm vorsichtig eine unscheinbare, graugrün schimmernde Glasschale von der Größe einer Kaffeetasse aus der mit Watte ausgelegten Schachtel und stellte sie auf den Tisch. „Unserer“, so fuhr der Löwenwirt fort, „hätte wohl nie

herausgebracht, was diese Schale zu bedeuten hat. Aber die Leute, die sich auf diese Sachen verstehen, haben untersucht, was in dem Gefäß drinnen war. Obwohl es ganz mit Erde gefüllt war, fand man Ueberreste von Wachs, Harz und Spelz darin, und man konnte nun annehmen, daß das ein Medikament, eine Heilsalbe, gewesen war. Ja, und dann hat man die Knochenüberreste des Toten genau angeschaut, und man konnte dabei feststellen, daß er an schweren Kriegswunden gestorben war. Am Schädel konnte man eine breite Verletzung noch sehen, die nicht verheilt war, ebenso an den Rippen, am Arm und am Oberschenkel . . . Das war ein tapferer Held gewesen! Aber das Gefäß mit der Heilsalbe? Es ist nicht schwer zu erraten, was es bedeutet. Man hat ihm dies Medikament mitgegeben ins Jenseits, damit er dort seine Wunden heilen könne . . .“

„Das ist für mich wieder etwas Neues, Löwenwirt!“ sprach der Sinkende und war



Germanengrab.

von innerer Anteilnahme bewegt. „Wer kann das hören, ohne gerührt zu werden! Und muß man nicht staunen darüber, was einem diese ausgegrabenen Sachen alles erzählen? Sogar von dem, was die alten Germanen sich vom Leben nach dem Tod

gedacht haben, hat man jetzt etwas erfahren! Und das sollten heute alle Leute im Land herum wissen, daß es sich bei diesen Grabungen und Fundstücken darum handelt, die Geschichte unserer Heimat und ihrer Bewohner aufzuklären, und nicht darum, Sachen für ein Museum zu finden! Auch ich, der Hinkende, mache überall, wo ich hinkomme, die Leute darauf aufmerksam, daß sie achtgeben sollen auf solche Sachen. Beim Arbeiten auf dem Felde, in Kieslöchern, Steinbrüchen, oder beim Ausheben von Baugruben für neue Häuser kommen oft solche Stücke zum Vorschein. Schon sehr viel Wichtiges ist zerstört worden oder verloren gegangen, weil niemand gemerkt hat, daß es sich um etwas gehandelt hat aus ganz alter Zeit, von der man nur wenig weiß. In euerem Ort kennt sich jetzt wohl jeder aus, aber anderswo hat man noch nichts von solchen Dingen erfahren und kümmert sich nicht um das, was man etwa aus einem neugegrabenen Rübenschloß zu Tage gefördert hat, wenn es nicht etwa alte silberne Taler oder goldene Dukaten sind, — aber so etwas findet sich in hundert Jahren höchstens einmal. Man sollte auch auf ganz Unscheinbares achten, auf merkwürdig geformte Steine, denen man ansieht, daß sie von Menschenhand bearbeitet wurden. Dann auch auf alle altertümlichen Gefäße, tönernen Scherben, grünspanige Sachen, rostige Eisenstücke, Knochen von Menschen und Tieren. Besonders wichtig sind natürlich aufgefundene Gräber. Diese sollte man sofort beim Bürgermeister oder auch beim Lehrer anmelden, damit die Funde rechtzeitig, bevor etwas verdorben wurde, oder verloren ging, geborgen werden können. Oft denken die Leute, die gefundenen Skelette seien noch gar nicht so alt,

und halten sie für Ueberreste von Franzosen, Oesterreichern, Russen oder Schweden, für Knochen von gefallenen oder an Seuchen gestorbenen Soldaten aus den letzten zwei oder drei Jahrhunderten. Auf solche „Meinungen“ aber soll man nichts geben, denn nur ein erfahrener Fachmann ist berufen, darüber zu entscheiden. Es ist wichtig, daß von dem scheinbar unbedeutenden Fund immer Meldung gemacht wird. Das haben mir die Herren, die mit diesen Sachen zu tun haben, immer wieder ans Herz gelegt.“

Der Bachhuber hatte gespannt zugehört. Nun schien ihm ein wichtiger Gedanke zu kommen, er nahm seine Zigarre aus dem Mund und sprach: „Wie steht es aber mit dem, was man aus dem Boden herausgräbt? Es sind doch manchmal wertvolle Sachen dabei. Wem gehören die?“

Der Bürgermeister schien auf diese Frage gewartet zu haben. Er nahm erst einen kleinen Schluck, dann erklärte er: „Bachhuber, Ihr denkt, vielleicht könnt' man eines Tages eine Kiste voll Goldsachen aus Eurem Acker ausgraben. Ich möcht' es Euch wünschen! Aber meistens haben die Sachen, die im Boden gefunden werden, nur einen geschichtlichen Wert, das heißt, sie sind allein für die Gelehrten wichtig. Darum sollte keiner daran denken, daß er mit den alten Sachen, die er aus seinem Acker herausholt, ein Geschäft machen könnt'. Das wäre eine falsche Spekulation! Eigentlich sind alle diese Fundstücke nationales Gut, das in eine öffentliche Sammlung gehört und sicher kommt auch bald ein Gesetz heraus, das dies ausspricht.“

„Das ist doch selbstverständlich!“ unterbrach ihn der Wagnerkarle, „wer wird ein Geschäft machen wollen mit dem, was aus den Gräbern unserer Vorfahren stammt!“

„Da habt Ihr ein gutes Wort gesprochen, Wagnerkarle! Was hätte das alles für einen Wert, wenn wir nicht mit größter Pietät, mit Ehrfurcht diese Dinge betrachten würden, die von unseren verstorbenen Vorfahren stammen. Ein Volk, das seine großen Ahnen nicht ehrt, ist dieser Ahnen nicht wert!“

Die Sorge der Regierung gilt dem aufrichtigen Zusammenleben zwischen Kirche und Staat; der Kampf gegen eine materialistische Weltanschauung, für eine wirkliche Volksgemeinschaft, dient ebenso den Interessen der deutschen Nation wie dem Wohle unseres christlichen Glaubens.

Gitter: Reichstagsrede v. 23. März 1933.

## Meine Freundin, die Riesenschlange.

Von Professor Dr. Konrad Guenther.

Schlangen sind die Tiere, die die Menschen am meisten fürchten. Der Ruf: „eine Schlange“ lockt jung und alt mit Stößen herbei, wild wird auf das verabscheute Tier losgeschlagen, und wenn es auch nur eine Blindschleiche ist, die gar nicht zu den Schlangen, sondern zu den Eidechsen gehört. Wie oft findet man diese harmlosen, ja nützlichen Tiere zerstückt oder zertreten auf den Waldpfaden, ein trauriges Zeichen menschlicher Roheit und Unwissenheit! Unsere Vorfahren waren da anders. Niemals hatte ein Germanenjunge eine Blindschleiche getötet, ja sogar eine wirkliche, freilich gänzlich ungiftige Schlange, die Ringelnatter, wurde geschützt, und man freute sich, wenn das Tier sich unter den Bohlen des Hauses seinen Schlupfwinkel gewählt hatte und zum Hausgast wurde.

Schon in früher Jugend habe ich mir Terrarien eingerichtet, und da durften auch die Schlangen nicht fehlen. Gerade kleine Ringelnattern waren mir immer liebe Gäste, und die Lebensweise der Schlangen wurde mir vertraut. Da freute ich mich dann, als ich in die Tropen kam, ganz besonders auch auf die Schlangen, die ja dort in zahlreichen Arten vorkommen und viel häufiger sind als bei uns. Und in welchen Farben glänzen dort die Tiere! Auf Ceylon hielt ich in einem großen Raupenkäfig eine Anzahl leuchtend grüner Baumschlangen, die sich in einem scheinbar unentwirrbaren Knäuel um einen hineingesteckten Ast geringelt hatten. Tat ich aber ein paar Eidechsen hinein, so entwirrte sich der Knäuel, lange spitze Köpfe hoben sich heraus, goldene Augen blickten, und plötzlich fuhr es nach allen Seiten zu und die Eidechsen verschwanden im Rachen der Schlangen. Auch in Brasilien gibt es grüne Schlangen, sowie solche, die grün und rot gezeichnet sind, mein ganzes Entzücken aber waren dort die Korallenschlangen, von denen es eine giftige und zwei giftlose Arten gibt. Auf dem Körper dieser Tiere wechselt Schwarz, Rot und Gelb mit kurzen Abständen miteinander ab, und das alles

ist überhaucht von einem bläulichen Metallglanz. Wenn sich meine Korallenschlange gehäutet hatte, konnte ich sie nicht genug bewundern. Leider entkam sie mir bald. Als ich eines Nachts im Bett lag, hörte ich einen Platsch im Zimmer, war aber zu müde, um aufzustehen und nachzusehen, und erkannte erst am nächsten Tag, daß sich meine Korallenschlange davongemacht hatte.

Auch Giftschlangen habe ich gehalten. Auf Ceylon hatte ich in einem Gefäß junge Brillenschlangen. Diese Tiere sind zwar sehr giftig, aber nicht nervös, und wenn man sie ruhig ansieht, beißen sie nicht. Das machen sich indische Gaukler zunutze, die Brillenschlangen in Körben mit sich führen und sie vor dem Publikum nach der Weise einer Flöte sich hin- und herwiegen lassen. Man darf überhaupt nicht denken, daß die Giftschlangen aus Bosheit beißen. Sie tun es nur, wenn sie erschreckt werden und sich in Gefahr glauben. Die brasilianische Klapperschlange rasselt daher mit ihren verhornten Ringen am Schwanzende, wenn man sich nähert, um zu warnen, und die ebenfalls sehr giftigen Tararacas rascheln mit dem trockenen Laube, in dem sie mit Vorliebe liegen, indem sie ihr Schwanzende hin- und herschütteln. Natürlich muß man immer vorsichtig sein, daß man nicht unversehens auf eine Schlange tritt, und da die Giftschlangen meist nächtlich auf Beute ausgehen, trägt jeder Einwohner Ceylons bei Dunkelheit eine Laterne mit sich. Uebrigens gibt es jetzt ein Gegengift gegen den Schlangenbiß, das man sich mit einer kleinen Spritze einspricht, wenn man gebissen wird. Und damit ist dann jede Gefahr beseitigt. Dieses „Serum“ wird in Sao Paulo in Brasilien aus dem Blut von Pferden gewonnen, denen man in ganz allmählicher Steigerung Schlangengift eingespritzt hat, bis sie giftfest geworden sind.

Die schauerlichsten Geschichten werden von den Riesenschlangen erzählt. Da sollen die Tiere sich um einen Menschen schlin-

gen und immer enger die Bindungen legen, bis die Knochen krachen! Nun sind die Riesenschlangen freilich mächtige und auch starke Tiere; der indische Python wird 8 bis 10 Meter lang, die brasilianische Königsschlange oder Boa constrictor über 6 Meter, die dortige Anakonda, eine Wäferschlange, über 8 Meter. Aber der Rachen dieser Tiere ist doch nicht weit genug, um



Der Diener aber hatte Angst, und so nahm ich selbst den Stoß in die eine, den Apparat in die andere Hand und streichelte das Tier so zart, daß es nicht böse wurde.

einen Menschen umfassen zu können, und warum soll die Schlange sich um ein Wesen winden, das sie nicht fressen kann? So unvernünftig ist kein Tier! Alle Riesenschlangen sind zudem ungiftig.

Ich spürte daher nichts als Freude, als ich zum ersten Male eine Riesenschlange erblickte. Es war im südlichen Teil von Ceylon, wo sich weiter Busch voll dorniger Sträucher, durchrankt von kletternden Feuerlilien und durchslogen von leuchtenden Schmetterlingen ausdehnte. Tagelang wanderte ich mit meinem Diener, einem Singalesen, also Eingeborenen der Insel, durch den Busch, hörte auf das muntere Krähen des wilden Hahnes und freute mich an den Sprüngen der Affen. Da sah ich einmal

ein langes braunes Etwas unter einem Strauche. Ich trat herzu, es war eine Riesenschlange. Die wollte ich photographieren, aber sie lag mir zu versteckt, und so sagte ich dem Diener, er möge sie mit einem Stoß fixeln, bis sie vorkröche. Er aber hatte Angst, und so nahm ich selbst den Stoß in die eine, den Apparat in die andere Hand und streichelte nun das Tier so zart, daß es nicht böse wurde, sondern ruhig sich vorwärts wand, bis es in die Sonne kam, und ich knipsen konnte. Dann verschwand der Python in dem verlassenen Bau eines Stachelschweines.

In Brasilien aber wurde ich mit einer Riesenschlange wirklich vertraut. Als ich in der Nähe von Olinda bei Pernambuco einmal in die Räume einer auf einem Berg gelegenen, verlassenen Kirche eintrat, sah ich plötzlich auf einem Fensterbrett in sich zusammengerüstet eine prächtige Königsschlange liegen. Ich trat leise zurück, holte mir eine Kiste, und es gelang mir, das Tier zum Hineinkriechen zu bewegen. Nun schnell den Deckel zu und im Triumph mit der Kiste unter dem Arme ab! Zu Hause stellte ich in meinem Schlafzimmer eine noch größere Kiste auf, brachte die Boa hinein, und hier war sie nun mehrere Monate lang mein Gast und wurde ganz zahm.

Nicht ganz einfach war die Futterfrage, denn die Schlangen nehmen nur Lebendes zu sich. Aber ich erfand eine Ratten- und Mäus Falle, und fing nun diese Tiere, die es im Kloster, in dem ich wohnte, genug gab, täglich. Warf ich ein solches Nagetier zu der Schlange in die Kiste, so sprang es zunächst wild umher, beruhigte sich aber bald und setzte sich in eine Ecke, um sich zu putzen. Jetzt schob sich die Schlange heran, die Zunge fuhr tastend vor und zurück, die Rahenaugen — denn die Riesenschlangen sind nächtliche Tiere — funkelten. Die Ratte ahnte die Gefahr, und ihr Trieb sagte ihr, vollkommen still sein, ist Rettung.

So harren beide Tiere eine Zeitlang bewegungslos einander geggnüber. Da zuckt von der Ratte ein Schnurrhaar, die kaum sichtbare Bewegung hat der Schlange sofort das Leben des Opfers verraten, sie schnell vor, packt die Ratte, reißt sie zurück

und polsternd überlugelt sie ihre Beute mit zwei oder drei Windungen des langen Körpers. Nun sieht man, wie die Schlingen mit furchtbarer Kraft zapressen, die Augen der Ratte treten aus den Höhlen, ein paar Zuckungen der Schnurrhaare, das Tier ist tot, in wenig Sekunden erstickt, ehe es recht weiß, was eigentlich geschehen ist. Und ich muß sagen, ich kann mir keinen schöneren Tod denken, als in den „Armen“ eines solchen Reptils!

Jetzt kommt der Kopf der Schlange, der ganz verschwunden war, wieder zum Vorschein, wandert um den Knäuel herum und sucht den Kopf des Opfers. Die Boa entrollt sich, sie fährt mit dem Kopf über ihre Beute, betastet sie von allen Seiten mit der Zunge, als hätte sie rechte Freude an dem weichen Fellchen. Dann drückt sie den verkrümmten Körper der Ratte gerade, öffnet weit den Rachen und schiebt ihn über den Kopf des Opfers. Immer mehr verschwindet die Beute, rechts und links greifen die Zähne der Schlange vor, endlich hebt sie den Kopf hoch und nun gleitet auch der Schwanz der Ratte in den Schlund hin-

ab. Jetzt ist alles vorbei, still liegt die Schlange, nur in ihrem Körper erkennt man an einer Anschwellung, die langsam weiter rückt, wo die Ratte liegt.

Die verhaltene Kraft, die sich im Schlangenkörper ausdrückt, die lautlosen, zielsicheren Bewegungen, das glänzende Schuppenkleid, das alles muß den Beobachter immer wieder anziehen. Die Schlangen lernen auch ihren Pfleger kennen. Meine Riesenschlange ließ sich von mir nach Belieben herausheben, und ich bin überzeugt, daß sie sich in meinem Zimmer, wo sie so regelmäßig ihre Nahrung bekam, wohl gefühlt hat, wie auch ich mich schwer von dem wunderschönen Tier getrennt habe. Als ich sie wieder ins Freie brachte, dachte sie gar nicht daran, eiligst zu flüchten. Sie ringelte sich zu einem Teller zusammen, aus dem sich der Kopf erhob, der allen meinen Bewegungen mit entsprechenden Wendungen folgte. Erst am nächsten Tage war sie verschwunden, und ich will hoffen, daß sich meine einstige liebe Stubenkameradin noch heute im glitzernden Walde Brasiliens ihres Daseins freut.

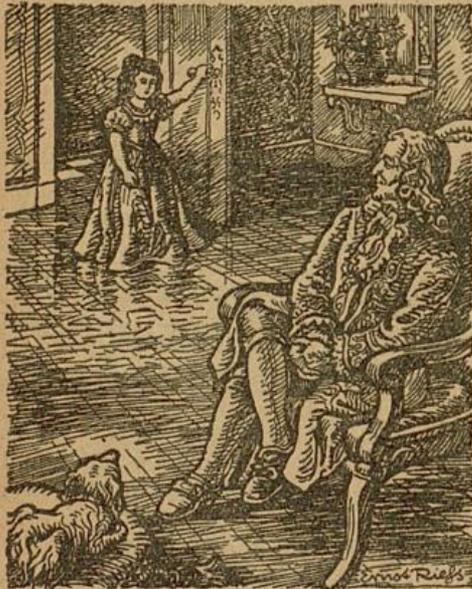


Graf Trautmannsdorff, oberster Gestütmeister seiner Majestät Kaiser Karls VI., rannte, da Alessi, der berühmte welsche Geiger, ihn verlassen hatte, wütend in seinem Gemach hin und her, schimpfte dazu in vier-, fünferlei Sprachen vor sich hin, woraus man ersehen konnte, daß er sie vollkommen beherrschte. Ein Glück für ihn, daß das achtzehnte Jahrhundert den Männerköpfen die mächtige Allonperücke aufstülpte, denn ohne sie wäre Trautmannsdorff sicher in die Versuchung gekommen, sich immer wieder zornig in die Haare zu fahren, was deren spärlichen Restbeständen

gewiß nicht gut bekommen wäre. Da er aber die Perücke trug, mußte er sich damit begnügen, den soeben entschwundenen Alessi mit allen fragwürdigen Ehrennamen zu beladen, die sich in den verschiedenen Sprachen vorfinden. „O dieser Gauner! . . . Dieser abgefeimte Wucherer! . . . Dieser Beutelschneider, der wahrhaftig eher in Teufels Küche gehört, statt vor den Majestäten spielen zu dürfen! . . . Dieser Lump, der nichts weiß und nichts denkt als Geld, Geld, und immer noch mehr Geld! . . . Jahr um Jahr lasse ich ihn für ein Heidengeld bei mir spielen, nehme auch

noch seine Frau, diese alte, ausgesungene Primadonna ebenfalls für ein Heibengeld mit in Kauf . . . Und jetzt, ausgerechnet jetzt, wo die Majestät von Preußen den Wiener Hof besuchen wird und ich dem hohen Besuch zu Ehren ein Konzert geben will, so erlesen, wie Wien noch keines gehabt hat, jetzt, in diesem Augenblick, will mich dieser schädige Kerl von Messli sitzen lassen. Hat's freilich nicht glatt herausgesagt, aber verständlich genug angedeutet. Fühlt sich seit etlichen Tagen unwohl . . . Schmerzen im rechten Arm, Furcht vor Brustfieber. Alles mögliche noch, was so einem verfluchten Komödianten einfällt . . . Und warum? Warum? Weil ich ihm heute klar gesagt habe, daß ich das Possenspiel um die „ans Herz gewachsene“ Amati satt habe und nicht mehr mittue . . . —“

Erstöpft von Zorn und Erinnerung an dies letzte Gespräch mit Messli ließ sich Trautmannsdorff in einen Sessel fallen,



Schon stand auf der Schwelle ein Mädchen von vielleicht sechs oder sieben Jahren.

und sein Gedächtnis wiederholte ihm alle ähnlichen Gespräche, die er, so oft Messli bei ihm konzertierte, mit ihm über diese eine Geige, ein Meisterwerk aus der Werkstatt des berühmten Geigenbauers Amati, gehabt hatte. Außer seiner eigenen Geige,

die keine andre Hand berühren durfte, führte Messli immer etliche andre Meistergeigen mit sich, von denen jede ihm angeblich „ans Herz gewachsen“ war, was ihn aber nicht hinderte, sie, wenn sich Gelegenheit bot, um hohen Preis zu verkaufen. Als er vor etlichen Jahren bemerkt hatte, daß der reiche und überaus musikalische Graf Trautmannsdorff sich in eine Amati von besonders süßem Klang geradezu verliebt hatte, erklärte Messli zunächst, daß er nicht imstande sei, sich von dieser Geige zu trennen, daß sie also unverkäuflich bleibe. Im Laufe der Zeit und unter immer höheren Preisangeboten des Verliebten änderte er natürlich seine Meinung, trieb den Preis immer höher, bedachte in seiner Geldgier nicht, daß auch die Geduld eines Verliebten ihre Grenzen habe. Als Trautmannsdorff, entnervt durch dies endlose Feilschen und Bieten, ihm heute endlich erklärt hatte, daß er auf die Geige verzichte, war Messli für einen Augenblick vor Schrecken erblaßt, hatte sich aber sink in die Rolle des Erpressers gesunden und zart angedeutet, daß er im letzten, im allerletzten Augenblick abfragen würde . . .

Trautmannsdorff ballte die Fäuste. Wie gerne hätte er den Erpresser mit ihnen bearbeitet! „Sich so eine Unverschämtheit gefallen lassen müssen! Diesen Erpresser vielleicht gar noch um schön Wetter bitten zu müssen, damit er so gnädig ist und mich nicht vor den Majestäten und ganz Wien blamiert! Und keine Möglichkeit, im Augenblick einen Ersatz zu finden! Weiß Gott, eine Wallfahrt möchte ich geloben, wenn ich dem Kerl sagen könnte: „Bemüht Euch nicht! Habt Euere Schmerzen im Arm! Kriegt gemächlich Euer Brustfieber, — mein Konzert für die beiden Majestäten erleidet dadurch keine Einbuße! Aber wo einen andren Geiger seines Ranges hernehmen?“

Diese und ähnliche Gedankengänge erwog er nicht nur an diesem Tag, sondern auch in etlichen ziemlich schlaflosen Nächten. Schon trennten ihn nur noch drei Tage von der Ankunft des Preußenkönigs, und teils seufzend, teils zornknirschend mußte er die Frage erwägen, ob er nun, nach vergeb-

lichen Mühen, einen anderen, annähernd ebenbürtigen Geiger aufzufinden, sich wirklich um des Konzertes willen vor Alessi demütiger und die abgebrochenen Verhandlungen um die „ans Herz gewachsene“ Amati wieder aufnehmen müsse. Da geschah etwas Unerwartetes. —

Ein Kinderfinger pochte nämlich leise an der Türe, und schon stand auf der Schwelle ein Mädchlein von vielleicht sechs oder sieben Jahren, reizend und drollig anzusehen in dem damenhaften, gebauschten Kleid und der strengen Modefrisur, zu denen das runde, spitzbüßische Kindergesicht in reizvollem Gegensatz stand. Beim Anblick dieses seines jüngsten und liebsten Kindes vergaß Trautmannsdorff alles, was ihn noch eben erzürnt und bedrückt hatte; jetzt war er nur noch ein erfreuter Papa, der zärtlich fragte: „Ja, Schneckerl, was willst denn du hier?“

Die mit dem Rosenamen „Schneckerl“ angeredete jüngste Trautmannsdorff (mit ihren Taufnamen hieß sie Marie Charlotte) trat mit eiligen Schritten auf ihren Vater zu, küßte ihm, wie die Sitte vorschrieb, ehrfürchtig die Hand. Gleich darauf aber war die Ehrfurcht geschwunden, denn mit wichtiger Miene mußte sie ihre Botschaft bestellen: „Die Frau Mama schickt mich, um Sie zu holen! Sie sollen gleich kommen, gleich . . . Im großen Hof steht ein Mann und spielt Geige, so schön, Sie können sich's gar nicht denken! Die Frau Mama hat gesagt, Sie müssen gleich kommen, um ihn zu hören. . . Gleich, hat sie gesagt . . . Gleich müssen Sie kommen . . .“ Ungebuldig zerrte die Kinderhand an der des Vaters.

Trautmannsdorff erhob sich. Wenn die Frau Mama so nachdrücklich wissen ließ, daß er sogleich kommen müsse, dann mußte er eben . . . (Die meisten Ehemänner werden seiner Zwangslage Verständnis entgegenbringen.) Er sah zwar nicht recht ein, warum er gerade jetzt einen wandernden Spielmann hören müsse, ja, es schien ihm, als ob das Schicksal ihn verspotten wolle, aber die Frau Mama hatte gesagt, er müsse —

„Also, komm' Schneckerl, gehen wir zur Frau Mama!“

Es war ein seltsames Schauspiel, das sich ihm bot. Nicht nur stand an einem der auf den Hof gehenden Fenster die Gräfin mit etlichen ihrer Kinder, während die übrigen nebst ihren Hofmeistern und Gouvernanten zwei andre einnahmen, nein, auch das ganze Personal des Palais schien,



Schon grauhaarig, aber schlank und hoch aufgerichtet gleich der Geiger im abgetragenen, dunklen Rock, mit der Geige unterm Arm, einem richtigen Rattenfänger.

ähnlich wie das Personal im „Dornröschen“, seine Arbeit Arbeit gelassen zu haben, guckte hinter den Fenstern der Hofzimmer auf den seltsamen Mann, der da im großen Hof stand und geigte. Schon grauhaarig, aber schlank und hoch aufgerichtet gleich er im abgetragenen, dunklen Rock, mit der Geige unterm Arm, einem richtigen Rattenfänger; — doch nicht nur Kinder fing er ein, wie jener . . .

Trautmannsdorff hatte zunächst geglaubt, einen jener zahlreichen Wandermusikanten vor sich zu haben, wie man sie zu allen Zeiten im musikalischen Oesterreich hören konnte, Begabungen, die aus irgendeinem Grund — Armut, Unstetigkeit, Leichtsinn — verbummelt waren, ohne ihre Künstlerchaft auch im tiefen Fall verleugnen zu können, — aber dieser grauhaarige Rattenfänger da unten war mehr als so

einer, und mehr noch als er war seine Geige . . .

Trautmansdorff meinte, niemals eine Geige von ähnlichem Ton gehört zu haben. Nicht so süß war er, wie die Amati, nein, in die Süße d i e s e s Tons mischte sich eine leise, köstliche Herbheit, daß er voller erklang, männlicher und zugleich sehnsuchtsvoller, als irgendeine italienische Geige je vermochte. Es waren einfache Volkswaisen, die der grauhaarige Rattensänger spielte, doch neben ihnen sang die Geige ihr eigenes Lied. Sang von dem Wald, der sie geboren, von der begnadeten Hand, die sie gebaut hatte, von dem tragischen Schicksal, das zuletzt über ihren Schöpfer hereingebrochen war. —

Trautmansdorff stand, lauschte, war wie entrückt. Erst als Schnedler ihn leise am Rock zupfte: „Gelt, Herr Papa, der kann schön spielen?!“ kam er wieder zu sich. Wie zum Dank beugte er sich über die Hand der Gräfin (es war doch recht geschickt von ihr, daß sie gesagt hat, ich muß kommen!) — sagte zu Schnedler: „Geh mit deiner Naja hinunter und hole den Mann zu mir in mein Schreibzimmer herauf!“

Snedler wurde vor Freude dunkelrot. Sie kam sich nicht nur wie die Gönnerin des Geigers vor, sondern, als ob man ihn i h r zu danken hätte . . . —

Tief verneigte sich der Geiger vor Trautmansdorff. Ehrerbietung lag in seinem Gruß, aber nichts von Unterwürfigkeit. Trautmansdorff fragte rasch: „Wer seid Ihr? So wie Ihr spielt kein alltäglicher Wandermusikant!“

Der Geiger blieb stumm, Trautmansdorff achtete nicht darauf, denn sein Auge ruhte jetzt auf der Geige, die aussah, wie andere Geigen, nur daß sie statt der üblichen „Schnede“ einen Löwenkopf trug.

„Eure Geige, — woher stammt sie? Ich kenne den Ton aller möglichen Geigen,

Unsere ganze Hoffnung muß auf das Volk gestellt sein, auf das Volk, in dessen Mitte Kraft, Gesinnung und gesunder Menschenverstand sich immerfort und unermüdblich erneuern.

Barnhagen von Ense.

aber solchen Ton, wie die Cuere hat, vernahm ich noch nie!“

„Es ist eine Stainer-Geige!“

„Eine Stainer-Geige!“

Langsam wiederholte es Trautmansdorff. Und aus seiner Erinnerung stieg mit dem Namen das Schicksal des Jakob Stainer herauf, seines Landsmannes aus dem tirolischen Dörfchen Absam, der Geigen von so wunderbarem Klang gebaut, daß sie die italienischen übertönten, und der dennoch in Not und tobendem Wahnsinn geendet hatte . . . —

Merkwürdig, dachte Trautmansdorff, Amati, Guarneri, Stradivari und noch manch andere hielt ich in Händen! Aber eine Stainer muß ich erst von einem Wandermusikanten hören!

Er fragte noch einmal: „Wer seid Ihr? Wie heißt Ihr? Wie kommt es, daß ein Geiger wie Ihr in den Höfen spielt? Und wie kommt Ihr zu Eurem kostbaren Instrument?“

Der Geiger antwortete nur auf die letzte Frage: „Ich habe sie in meiner guten Zeit erstanden!“

Und da Trautmansdorff zum dritten Male nach seinem Namen fragte, senkte er den grauen Kopf, sagte leise, als müsse es ein Geheimnis sein: „Klaringer!“

Trautmansdorff meinte, sich verhört zu haben.

„Klaringer? Doch nicht Sebastian Klaringer — —?“

Der grauhaarige Kopf neigte sich noch tiefer.

„Jawohl, Sebastian Klaringer!“

Trautmansdorff stand erschüttert. Dieser Sebastian Klaringer war vor zwanzig, fünfundzwanzig Jahren eine Wiener Berühmtheit gewesen, kein richtiger Konzertspieler, sondern ein Volksmusikant, aber so hinreißend mit dem Feuer, der Leidenschaft und dem jauchzenden Uebermut seines Spieles, daß immer wieder behauptet wurde, er müsse Zigeunerblut in sich haben. Beim „Heurigen“ spielte er und in kleinen und großen Schenken, und wo immer seine Geige ertönte, liefen die Leute zusammen, und in Equipagen und Sänften kamen die vornehmen Herrschaften herbei, um ihn zu hören. . . Und nun stand er da, als alter

Wandermusikant, spielte in den Höfen für ein paar Kreuzer, die man ihm zuwarf. —

Klaringer erriet ungefähr, was Trautmannsdorff dachte. Mit einer Treuherzigkeit, die keinem mageren, vom Leben zerfurchten Gesicht einen jungen Ausdruck gab, sagte er: „Hab' viel verdient damals, aber es ist nichts davon geblieben, als die Geige! Ach, gnädigster Herr, ich bin ein

schwacher Mensch, ein sehr schwacher Mensch, und das Geld hab' ich nie angeschaut! Ich hab' mir nichts aus ihm gemacht, und da ist es mir durch die Finger geronnen wie Wasser! Wenn mich einer um Geld bittet, kann ich nicht nein sagen! Das haben die guten Freunderln bald herausgehakt und die Weiber erst recht! Und jung war ich und lebenslustig, gesund und kräftig, und die Weiber haben sich an mich gehängt und die guten Freunderln erst recht, und dazu noch die Sippschaft; Frau Tanten und Frau Basen, und hier ein Better, der mir was vorgeheult hat, und dort eine Schwestertochter, die ins Wasser gehen wollt', wenn ich sie nicht ausstaffier', damit sie ihren Liebsten heiraten kann. — So ist alles weg, das Geld und mit ihm die Weiber und die guten Freunderln, nur die Sippschaft ist geblieben, die mir heute noch jeden Heller aus der Tasche holt. — Und so bin ich halt geworden, was ich jetzt bin. . .“

Eine Weile blieb es stumm. Klaringers Beichte hatte Trautmannsdorff nicht überrascht. Mehr als eine dieser großen Begabungen war zugrunde gegangen an

der eigenen Schwäche, an der Verachtung des Geldes, an Weibern und guten Freunden und einer gierigen Sippschaft. —

Aber nein, zugrunde gegangen war Klaringer nicht, nur äußerlich heruntergestiegen, heute ein Bettelmann, der gestern hoch zu Ross gesessen, der aber morgen aufs neue zu Pferd steigen konnte. . .

Rasch sagte er: „Mir fehlt ein Geiger zu einem großen Festkonzert! Traut Ihr's Euch zu?“

Ohne zu zögern kam die einfache Antwort: „Ja!“

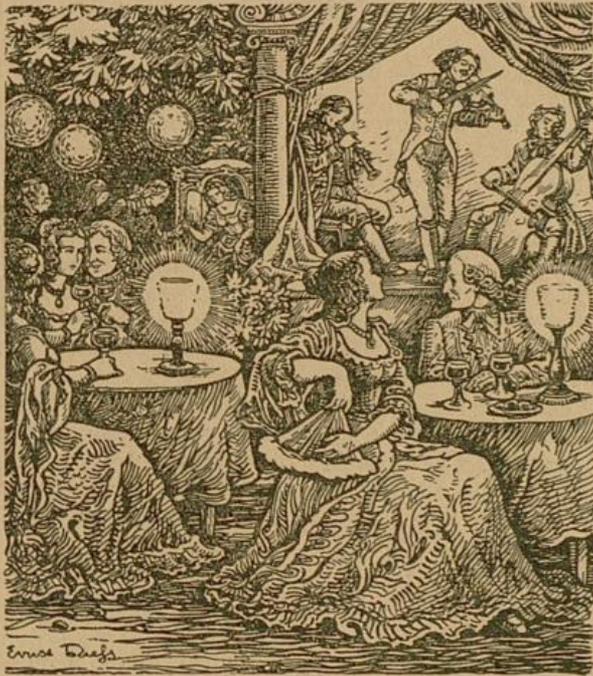
Sie gefiel Trautmannsdorff. Er dachte: Trotz aller Künstlerschwäche ein richtiges Mannsbild! Heuchelt nicht Bescheidenheit, wirft sich nicht pomphaft in die Brust wie dieser Gauner, der Messi, aber er traut sich's zu, ihn zu ersetzen! Und ich traue es ihm ebenfalls zu!

Zu Klaringer: „Ihr sollt wohl auch Euere Volksweisen spielen, zuvor aber wollen die Majestäten und dero erlauchten Gäste andere Musik hören. Feierliche . . . schwere . . . und auch fein-melodische, wie die Italiener sie machen. . .“

„Solche habe ich oft gespielt, nicht beim „Heurigen“ und nicht in den Schenten, aber für mich . . . für mich ganz allein. . .“

„So schide ich Euch meinen Schneider, daß er Euch für den Abend gut ausstaffiert! Haltet Euch bereit und macht mir Ehre!“

Als Klaringer, äußerlich gelassen, aber innerlich von einem Jubelsturm geschüttelt, gegangen war, setzte sich Trautmannsdorff lächelnd an seinen Sekretär und schrieb



Beim „Heurigen“ spielte er und in kleinen und großen Schenten, und wo seine Geige erkante, liesen die Leute zusammen, und in Equipagen und Sänften kamen die vornehmen Herrschaften herbei, um ihn zu hören.

eigenhändig ein Billett, das ihm ungleich mehr Freude bereitete, als dem Empfänger. Es ging an Signor Messi, brachte ihm neben dem festgesetzten Honorar von 50 Dukaten und 1000 Gulden für Signora Faustina die Mitteilung, daß Signor Messi ja seine kostbare Gesundheit schonen möge, da für das Festkonzert ein anderer Künstler in Aussicht genommen sei. Was die Amati beträfe, so stünde es ihrem Besitzer frei, darüber zu verfügen. — Graf Trautmannsdorff hoffe, auch für sie Ersatz zu finden. —

\* \* \*

Unter dem sanften Licht von hundert und aber hundert Kerzen lag der große Festsaal. Gravitätisch wie immer thronte mit unverrückbar-ernster Miene die Majestät Karls VI., neben ihr ragte die schwere Gestalt des preußischen Soldatenkönigs. Um sie her die kaiserliche Familie, und in weitem Kranz wieder um diese alles, was Wien an Bornehmheit, Würdenträgern und edler Frauenschönheit besaß. Die schwarze, spanische Hoftracht der Männer wurde reizvoll überblüht von den lichten Damast- und Atlaskleidern der Damen, köstlich überfunfelt von altem Familienschmuck, der nur zu so besonderer Gelegenheit aus festverschlossenen Truhen und Kassetten entsteigen durfte.

Alle Gesichter waren ein wenig neugierig, und, wenn man sie schärfer ansah, auch ein wenig enttäuscht. Also man würde nicht den famosen Messi hören . . . Schade, Jammer schade! . . . Ob der Trautmannsdorff wirklich einen andren, ebenso herrlichen Geiger gefunden hat? Möglich! Ja? Nein? . . . Achselzucken . . . Verständnissvolle Blicke . . . Ja, der Trautmannsdorff hat in Musikdingen immer eine glückliche Hand. Und wenn's nicht was Besonderes wäre, hätt' er doch wohl nicht die Kurasch', einen Irgendwer vor die Majestäten hinzustellen . . . Nun, man wird ja sehen und hören! . . .

Man sah einen ältlichen, grauhaarigen Geiger in tadellosem Schwarz, und man hörte deutsche, französische und italienische Musik. Und man hörte noch gar nicht lange, da gab es im ganzen Saal kein ein-

ziges Gesicht mehr, das enttäuscht oder neugierig ausgesehen hätte, sondern auf allen lag Erstaunen, das sich allmählich zu einem Hingerissensein wandelte, daß es wie ein Strom inbrünstiger Hingebung durch den Saal rann. Sie hörten nicht nur den Geiger, sie hörten das eigene Lied, das seine Geige ihnen sang, und als Klaringer zum Schluß noch einheimische, schwermütige und auch heitere Volksweisen spielte, da wären sie, hätten nicht die Majestäten gravitätisch gethront, am liebsten in lauten Jubel ausgebrochen. Sogar über der unverrückbar-ernsten Miene Kaiser Karls huschte es wie heller Schein, und das schwere Gesicht des Soldatenkönigs sah aus, als horchte er in sich hinein auf etwas, das in ihm aufgewühlt worden, von dem er selber kaum gewußt, und das ihn mächtig ergriff. Vor Trautmannsdorffs Augen aber stieg in dieser Stunde über die stolze italiensische Geigenstadt Cremona das arme Dörfchen Absam wie in einer Verklärung empor, denn diese deutsche Geige sang ihr eigenes Lied, das ihnen allen gehörte, zu dem sie alle gehörten, wenn sie gleich, wie es höflicher Brauch gebot, in fremden Zungen miteinander redeten . . .

\* \* \*

„Ich will Euch Euere Geige abkaufen, nennt Eueren Preis, und nennt ihn nicht zu gering, denn ich bin kein Händler und kein Bucherer!“

Klaringer erschrak sichtlich.

„Allergnädigster Herr, ich . . . ich . . . kann nicht . . . ich kann die Geige nicht hergeben . . . sie gibt mir mein tägliches Brot!“

„Ihr sollt eine andre dafür bekommen . . . eine, wie sie einem Künstler ziemt . . . Aber auf diese bin ich verlassen . . . Den Löwentopf muß ich haben.“

„Allergnädigster Herr, ich kann nicht . . . Sie ist mir nicht feil!“

Trautmannsdorff zog die Stirne in Falten. Sollte auch dieser hier die Kunst der Preistreiberei erlernt haben?

„Warum ist sie Euch nicht feil, da Ihr doch hört, daß Ihr ebenbürtigen Ersatz bekommen sollt!“

„Allergnädigster Herr, diese Geige und ich, wir gehören zusammen, gerade so, als ob wir vor dem Altar kopuliert worden wären! Spielen kann ich freilich auf jeder, aber so spielen, wie die Menschen mich hören wollen, kann ich nur auf ihr! Und wie sich Männer, die nichts zu vererben haben, wohl grämen und mit Sorgen plagen, was nach ihrem Tod wohl aus ihrer Wittfrau wird, so plage ich mich manch schlaflose Stunde mit der Frage: „Was wird aus dem Löwenkopf, wenn ich gestorben bin? In welche Hände fällt sie — —?“

„Nun also — —“

Aber Klaringer schüttelte verneinend den Kopf.

„Nur mit ihr kann ich noch mein Brot verdienen . . . Täglich muß ich es verdienen, denn wäre die Summe, die mir Ihre Hand bietet, auch noch so groß, — sie bliebe nur kurze Zeit bei mir! Die Sippenschaft käme gleich aus allen Ecken und Winkeln hergelaufen, und ehe ich mich's versehen könnte, wäre ich so arm wie zuvor! Und dann setzten sie mich auf die Straße oder ins Armenhaus . . . Nein, der Löwenkopf ist nicht nur mein tägliches Brot, sondern auch mein Schutz gegen die Sippenschaft und — ich gesteh' es ein! — gegen meine eigene Schwäche!“

Rührend kam dies Selbstbekenntnis aus dem Munde des grauhaarigen Mannes.

Ob er wollte oder nicht, — Trautmannsdorff mußte lachen.

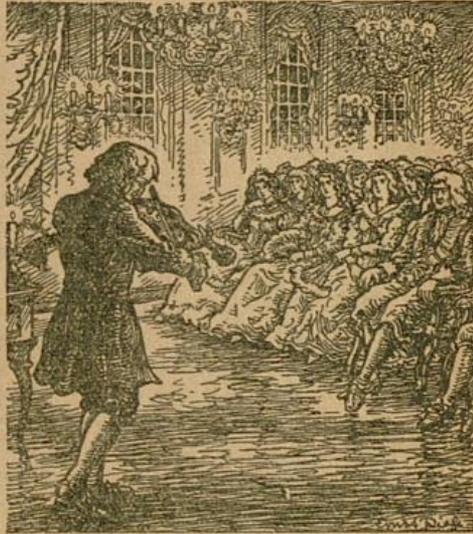
„Klaringer, Ihr seid ein großer Künstler und zugleich ein kleines Kind! Und darum will ich Euch wie ein Kind unter meinen Schutz nehmen, damit Euch die arge Sippenschaft nicht aufs Stroh legt, Ihr auf Euerer Geige spielen könnt, und mit ihr sie dennoch verbleibt!“

So kam einer der drolligsten Verträge zustande, die wohl je mit einem Künstler abgeschlossen worden sind. — Klaringer wurde nämlich Pensionär beim Grafen Trautmannsdorff. Er erhielt freie Wohnung, Verpflegung, Holz und Licht, Kleidung, Taschengeld, sowie täglich eine Maß Wein, zum „Nebentrunk“ zwei Fässer Bier, nebst jährlich sechs Scheffel Getreide. Für

die Geige wurden noch eigens dreihundert Gulden angesetzt, womit sie Eigentum Trautmannsdorffs wurde. —

„Aber sie bleibt Euch, solange Ihr lebt, und Ihr mögt darauf spielen, so oft Ihr wollt! Und der Vertrag gilt auch über meinen Tod hinaus, und der Löwenkopf kommt deshalb in keine schlechteren Hände!“

Da besann sich Klaringer nicht länger.



Man sah einen ältlichen, grauhaarigen Geiger in tadellosem Schwarz, und man hörte deutsche, französische und italienische Musik.

Er behielt den Löwenkopf, brauchte nicht mehr bettelhaft von Hof zu Hof zu wandern. Auch nicht in Konzerten zu spielen, wie Trautmannsdorff wohl meinte . . . Nein, er war alt und aufgebraucht vom Leben, und ersehnte nichts mehr, als in Ruhe allein zu sein mit dem Löwenkopf, und für sich ganz allein zu spielen, wie er wollte, und was ihm gerade einfiel. Die dreihundert Gulden würde ihm ja gewiß die gierige Sippenschaft aus den Händen schmeicheln oder reißen, — aber was lag denn am Geld?! Allein sein mit dem Löwenkopf und ihn übers Grab hinaus gut versorgt wissen, — Sebastian Klaringer, kannst du dir ein schöneres Alter wünschen?!

Nein, er wünschte es sich nicht. Und so lebte er als Pensionär seines Beschützers

noch eine stattliche Reihe von Jahren, und nach seinem Tod wanderte der Löwentopf zwar im Lauf der Zeit durch mancherlei Hände, geriet aber nie in verständnislose, lang zum letzten Male öffentlich sein Lied, als Franz Joseph von Oesterreich mit Elisabeth von Bayern Hochzeit hielt.

Seit jener Zeit hat man nichts mehr

von dieser Geige gehört, aber viele andere verströmen immer noch ihren süßherben, männlichen Ton, singen immer noch ihr eigenes Lied vom Wald, der sie geboren, von der begnadeten Hand, die sie gebaut hat, und von dem deutschen Meister, der in Not und tobendem Wahnsinn enden mußte. —

## Knödel auf der Wanderschaft.

Von Max Bittrich.



er Mann mit dem Sträußchen am Hute und dem Stab in der Hand, wie es in dem schönen alten Liebe heißt, wird künftig wohl wieder öfter auf der Landstraße zu treffen sein als in den letzten Jahrzehnten. Denn da begegnetest du mehr

dem Fechtbruder, als dem frohgemut ins Unbekannte strebenden jungen Wandersmann, der draußen schaffen, andere Meister kennen lernen wollte und, wenn ihm das Glück hold war, auf seine eigene künftige Frau Meisterin stieß oder, im Besitze reicher Weltkenntnis und stolzer Handwerkerfahrung, endlich heimwärts zog, um dort das sehnsüchtig wartende Mariäle oder Kathrinle zur Frau Meisterin und Mutter zu machen. „Mädel ruf, ruf, ruf an meine grüne Seite!“

Freilich sind auf solchen Wanderschaften auch Stürme nicht ausgeblieben, ich meine, sowohl auf der Landstraße wie in der Werkstatt und auf Liebesfahrten, denn junges Blut muß sich eine Zeitlang den Wind um die noch blasse Nase wehen lassen, damit sie künftig weder zu hoch getragen wird wie vom stolpernden Hans Guckindie-luft, noch zu tief in den Staub gerät, so daß der liebe blaue Himmel seine goldene Sonne nutzlos vergeuden würde. Hübsch geradeaus soll man auf der Wanderschaft marschieren, den Pflug geschickt durch seinen Acker lenken lernen — durch das Ackerlein, das der Herrgott für den Tüch-

tigen aus dem großen Ackerplane herauszuschneiden gedenkt.

Weber soll man das Sacktüchlein gleich an die Augen halten, wenn das eine oder das andere Mal gar zuviel Pech auf fremdem Wege liegt, noch ist es vortrefflich, jedes dort gelegte Ei gleich straßen-, meilen- und länderweit zu begadern; denn in Prag und in Feldberg, am Bosphorus und am Schlußsee, in Sorrent wie an Neckar und Rinzig wurden damals so sicher auch mißgünstige neben sonnenfrohen Eierliebhabern geboren, wie noch heutzutage am Aequator, unter dem Polarstern oder in Fichtenkirch oder Muggenreute.

Aber wenn der Dienst in der Fremde überstanden war, so waren die Jahre, alles in allem genommen, doch mühslich und sonnig gewesen, und mancher schwang jubelnd seinen Sterz beinahe wie das Stöckchen des Reservemanns: Wer treu gedient hat seine Zeit! Viele der geneigten Leser kennen die Gefühle noch aus solchen Tagen, und so mancher Alte schmeckt wohl das Glas noch, das er zuletzt auf dem Heimweg getrunken, auf der Schwelle zwischen einer Station des Lebens und der anderen Wohnung, von der fremden zur Heimatküche mit den buttrigen Spätzle in Schwaben und den in Del gebratenen Fischen in Neapel, von Hirsebrei mit Zucker und Zimt in Brandenburg und dem Schlesi-schen Himmelreich mit Backobst und Speck, vom Palatschinken in Wien, wenn man dir einen vorgeseht hat, und vom Regensburger Schweinsbraten mit Knödeln, den du dort im Jahre zweiundfünfzig Mal begrüßt hast, vielleicht noch einmal mehr, wenn der

erste Weihnachtstag dir nicht etwa einen Gansbraten mit Knödeln bescherte.

Gerade von allerhand Knödeln redeten wir eines Abends im Gasthaus „zum Rappen“, wo die lederen Leberle und Nierle hergerichtet werden, und in dessen Keller die Münstererglocken wie aus ferner Welt dringen. Knödel! Bei dem Worte wurden Schneidermeister Lienhart und Schuhmachermeister Haas zu gleicher Zeit lebendig im Gesicht und meinten, von Knödeln wüßten auch sie Geschichten zu erzählen, keine alltäglichen, sondern abenteuerliche, die man im Gedächtnis behalte, selbst unter grauen Haaren.

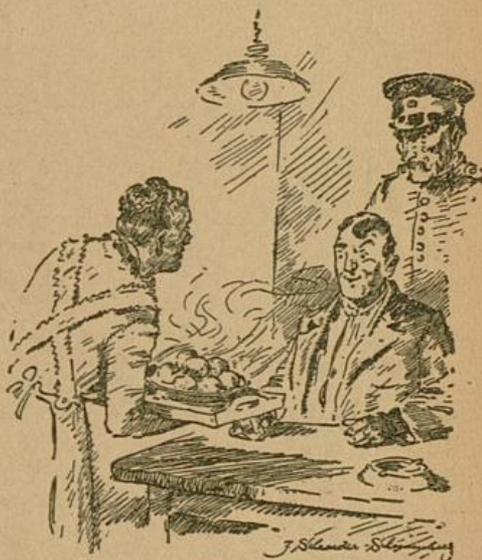
„Knödel!“ rief Meister Lienhart, „nicht in die Hand! Wenigstens, soweit sie aus rohen Kartoffeln zubereitet sind, kann mich einer damit jagen bis auf die andere Hälfte unserer bußigen Erdkugel. Unangenehmste Erinnerung an meine Wanderjahre, so ein Knödelessen. Schon als ich noch Kind war, haben sie mir wie Steine im Magen gelegen.“

„Mir jedoch“, lachte Meister Haas, „waren Knödel einmal der feinste Schmaus in der Fremde; man muß nur wissen, wie das Ding damals zugegangen ist.“

„Also sollst du gleich das Wort behalten, Haas. Erzähle!“

„Nur darf zu Beginn niemand erschrecken. Denn ich muß einen dunkeln Punkt meiner Vergangenheit berühren. Nämlich: ich bin auf der Wanderschaft einmal verhaftet gewesen. Ich hatte noch gar nicht zu lange vorher fremd gemacht, bin landauf, landab gewalzt als junger Chausseehase, und habe um Arbeit angesprochen überall, bin aber vorläufig der richtige Pechhengst geblieben. Was ist mir übriggeblieben als zu betteln! Dabei habe ich aufgepaßt wie die Rake vor dem Mausloch, damit mich kein „bunter Kragen“ am Schlafittchen packt. So trete ich hungrig in ein Haus, um ein Tellerchen Warmes oder wenigstens einen Brocken Brot zu erobern. Aber als ich langsam und leise eine Tür öffne, wer sitzt da? Ein Gendarm. Die Angst steigt mir ins Gesicht. Schon verlangt er meinen Ausweis. Er liest ihn, überlegt und schreit: „Hinsehen! Warten! So einer wie du kommt mir so

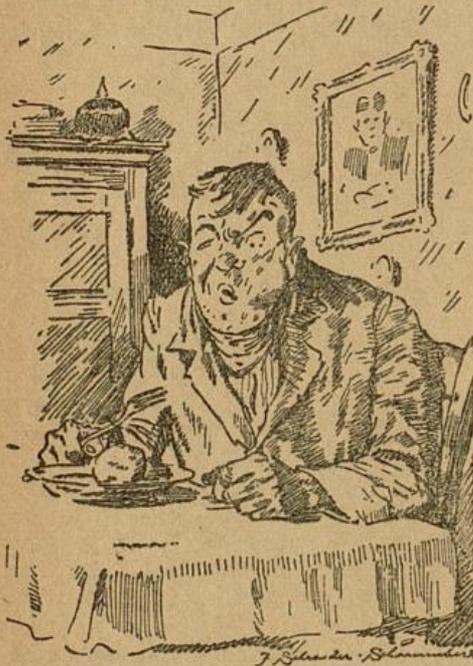
leicht nicht mehr aus den Händen. Du bist erkannt, Bruder Straubinger.“ Schon hat er den Dienstmantel umgehängt, die Mütze aufgesetzt. So läßt er mich durch verschiedene Gassen voraustippeln. Ich blide nach dem Gefängnis aus, entdecke jedoch keines. „Halt!“ schreit er plötzlich; „bis hierher und nicht weiter!“ Ich gucke ihn fragend an. „Rechts ab durch die Haustür! So, und jetzt Tür rechts. Eintreten, nur hinein!“ Verwundert befinde ich mich im Hinterstübchen einer kleinen Wirtschaft.



Ein schönes, schönes Essen erscheint.

„Hinsehen! Warten!“ befiehlt er. Die Wirtin erscheint und bestaunt mich. „Ja, ein sauberer Vogel!“ sagt der Gendarm, und dann tuschelt er der Wirtin etwas zu. Die lacht, geht, tißt auf. Es war wie ein Traum. Ein schönes, schönes Essen erscheint: Pöckelfleisch mit Kraut und einem ganzen Berg von Knödeln, aber wunderbar lederen Knödeln. Wie hätte ich wagen sollen, gleich zugreifen! Doch da steht der rätselhafte Gendarm zornfunkelnd vor mir: „Essen! Vorwärts!“ Ich zögerte noch. Da schaut er mich kopfschüttelnd an und sagt: „Du altes Kamel, kennst mich nicht mehr?“ — „Daß ich nicht wüßte.“ — „Sagt dieser Esel noch: daß ich nicht wüßte. Der Karl Buder bin ich.“ Da starrete ich ihn

an wie ein Narr den andern. Karl Buder, das war der Name meines ehemaligen Schulkameraden. Am Paß hatte er mich gleich wieder erkannt. Da habe ich aber gejuttert, heidi! Und getrunken! Tageslang noch hat er mich gestärkt und keinen Bettlerstempel ins Buch gedrückt, sondern Geld hinein gelegt, und bald bin ich bei einem tüchtigen Meister untergeschlüpft, und das ist mein Glück gewesen und hat



Mit Tobaccharwartung wärga ich,

Segen getragen bis zu dieser Stunde. Es leben die Knödel!“

„Wenn sie darnach sind!“ sagte Meister Lienhart. „Meine liegen mir noch heute im Magen oder stecken mir gar noch im Halse.“

„Also heraus mit deiner Geschichte, Lienhart, damit du Lust kriegst!“

„Man könnte“, nahm der Aufgeförderte das Wort, „das erste Kapitel deines Knödel-Romans wortwörtlich auch für mein Abenteuer benützen. Keine Arbeit fand sich, der Hunger kam, die Verzweiflung. Straßauf, straßab bin ich gelaufen, ohne was Rechtes zu erreichen, hab' Kohldampf

geschoben bis zum Umfallen. Eine Woche geht wieder zu Ende, und der Hunger marschirt in die neue Woche mit. Mit einem blickblanken Sonntag hat sie begonnen. Ich in meinem fadenscheinigen Habitchen schleiche zwischen gepuzten, frohen Menschen, und um Mittag riecht es aus jedem Hause so, daß einem der Mund wässrig wird. Sonntags sechten, das war bis dahin nie meine Art gewesen. An diesem Tage jedoch übermannt mich der Drang, es muß wohl schon so etwas wie Hunger-Delirium gewesen sein: ach was, suche auch du einen Sonntagsbraten, warum so schüchtern tun! Daß du darum bittest, kann die Welt verlangen. Sollen dir fremde Menschen den Braten etwa mit Musik entgegentragen? Sollen sie riechen, was dir fehlt? Riechst du nicht vielmehr, wo etwas zu holen ist? Also gehe hin, tu dein Maul auf, so wirst du wohl auch haben. Gesagt, getan! Durch ein paar Häuser laufe ich fast ohne jeden Nutzen. Im letzten einer hübschen Straße klopfte ich im dritten Stock an. „Friedrich Wohlgemut“ heißt es an der Tür, weiter nichts. Wohlgemut drauf, denke ich. „Herrrrrein!“ schnarrt jemand gleich einem Unteroffizier. Fein getroffen! In schwarzer Hose und hembärmelig, schnauzbärtig sitzt ein wohlbeleibter Bürgersmann am weißgedeckten Tisch und schabt gerade den letzten Rest vom Teller. Da kannst du freilich froh und guter Dinge sein! denke ich, wie ich ihn so sitzen sehe.

„Sie wünschen?“ fragte er, und während er mich mustert, glänzt mir vom Schranke ein Helm entgegen. Holla, ein Vendantm!

Ich knicke zusammen wie ein Häufchen Unglück.

„Sie wünschen?“ forscht er abermals und antwortet schon selbst: „Sechten? Soll man am lieben Sonntag betteln? Ist die Bettellei überhaupt verboten — ja oder nein?“

„Allerdings. Aber —“

„Aber?“

„Hunger tut weh.“

„Faulle Fische. Der Hunger treibt euch weniger als die Lust, zu faulenzgen. Und wenn euch einer abfaßt und hinter die eisernen Gardinen steckt, rennt ihr weiter

ins Unglück. Eure Papiere werden verkauft, durch eure Schuld. Schämt euch!"

„Sie glauben nicht, wie hungrig ich bin.“

„Paß und Wanderbuch in Ordnung?“

„Alles sauber. Bitte!“

Er prüft die Papiere, ist befriedigt.

„Na ja, ich weiß: wer jung ist, hat viel Hunger, möchte auch was anderes zwischen die Zähne schieben als Hans und Unvernunft. Wie? Was?“

„Es ist so.“

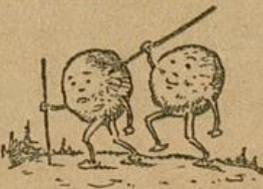
„Frau“, ruft er, „hier ist ein Gast. Bring ihm einen Brocken Fleisch und ein paar Knödel, wenn du noch hast. — Du kannst lachen“, wendet er sich mir zu. „Knödel von rohen Kartoffeln! So was hast du noch nie gegessen, so was feines!“

Mir sank das Herz in die Hosentaschen. Nur das nicht, dachte ich. Alles andere mit tausend Freuden! Aber das kann ich nicht überstehen!

Was soll ich sagen: einige Minuten nachher sehe ich vor Schweinebraten und zwei gewaltigen Knödeln.

„So, nun haue ein!“

Er guckt mir zu, ich zerschneide die Knödel und klebe an jedes Stückchen Fleisch einen Bissen der Kartoffelmasse und kaue und kaue. Ja, das Fleisch rutscht, allein die Knödelscheiben schieben sich von einer Mundseite nach der andern, kleben an den Zähnen, sind wie verhegt, bleiben im Munde. Ich nehme mehr vom Teller, wieder glitscht das Fleisch in den Magen, doch die Knödelmasse weigert sich. Es gibt eben Dinge, die einem widerstehen — dem einen dies, dem andern das. Kaum kann ich noch mit klarer Stimme antworten. Was soll daraus werden! Der Angstschweiß tritt mir auf die Stirn. Der Gendarm wird denken, wenn ich den Teller nicht leere, vor ihm hoche ein übler Schwindler. Als Gauner wird er mich festnehmen.



Mit Todesverachtung würge ich, schlucke ich Bröckchen um Bröckchen.

Der Gendarm marschiert durch die Stube, bleibt am Fenster.

Eins, zwei, drei: in der Tasche ist der Rest der Knödel. Ich schabe die Lunte aus, schlucke, schlucke, bis ich wieder richtig frei sprechen kann.

„Tausend Dank!“ sage ich, indem ich mich erhebe.

„Fertig? Hat's geschmeckt?“

„Sehr! Sehr!“

„Willst du noch einen?“

„Das kann ich ja gar nicht verlangen, Herr Gendarm.“

„Was heißt: verlangen! Frau, noch einen Knödel zum Abgewöhnen her! Du siehst, wie deine Kochkunst steigt.“

Was konnte ich tun? Nachdem ich über schrecklichen Hunger gewimmert, jetzt erklären, nichts mehr gehe in den Magen? Und so saß ich abermals vor einer so festen Kartoffelkugel, schob die Bissen hin und her und verwünschte jeden so gutherzigen Gendarmen. Hätte er mich doch gleich zu Beginn hinausgeworfen! Einen halben Knödel mußte ich noch schlucken, die andere Hälfte spazierte in die Tasche, und in ihrem Besitz wurde ich gnädig entlassen. Zum Schlusse durfte ich allerdings ein Gläschen Korn auf die gesegnete Mahlzeit setzen. Ich sage dir, Haas, nie in meinem ferneren Dasein ist mir ein Tropfen Korn als so herrliche Gottesgabe erschienen wie damals.“

Der Rappenwirt lachte, und es lachte Meister Haas. Was blieb dem Meister Lienhart übrig, als fröhlich einzustimmen!

„Rappenwirt“, sagte er, „nachträglich trinken wir auf den Schreck einen Halben miteinander von sellem gueten Delberger. Ich denk', bis zu meinem hundertsten Geburtstag muß ich den Nachgeschmack doch noch fort-schwenmen.“

Wir kennen nur ein Ziel auf der Welt. Nicht Haß anderen Völkern, sondern Liebe zur deutschen Nation.

Adolf Hitler.

## Das unsterbliche Lied.

Von Max Jungnickel.

Ja, es sind schon über hundert Jahre her. In einem kleinen Dorfe war's, bei Salzburg, wo die hohen Berge schneetief in die Wolken steigen, und wo die Bäche so schnell rennen, daß sie von keinem Frost zum Stehen gebracht werden. In so einem Dörfchen saß der Herr Pfarrer Mohr. Das war ein guter und doch ein bißchen wunderlicher Mann. Im Sommer ging er über die blumenwildnen Wiesen, immer den großen schwarzen Schlapphut in der Hand. Und dann setzte er sich auf den Wiesenrain, pflückte den Schlapphut voll duftender Sommerblumen, zog die Beine an und stellte den Hut auf die Knie. Und kaum hatte er das getan, da kamen sie schon angeschwebt, in gelben, braunen, bunten Schleifen, die Schmetterlinge und Sommerfalter. Und sie umschwebten den Pfarrerhut und ließen sich darauf nieder. Und

Mohr, der Pfarrer, sah wie ein glückliches Kind auf dieses Wunder hin. Er ging erst nach Hause, wenn die Sonne hinter die Berge troch. Und dann saß er noch lange am Fenster seines Predigtstübchens und sah

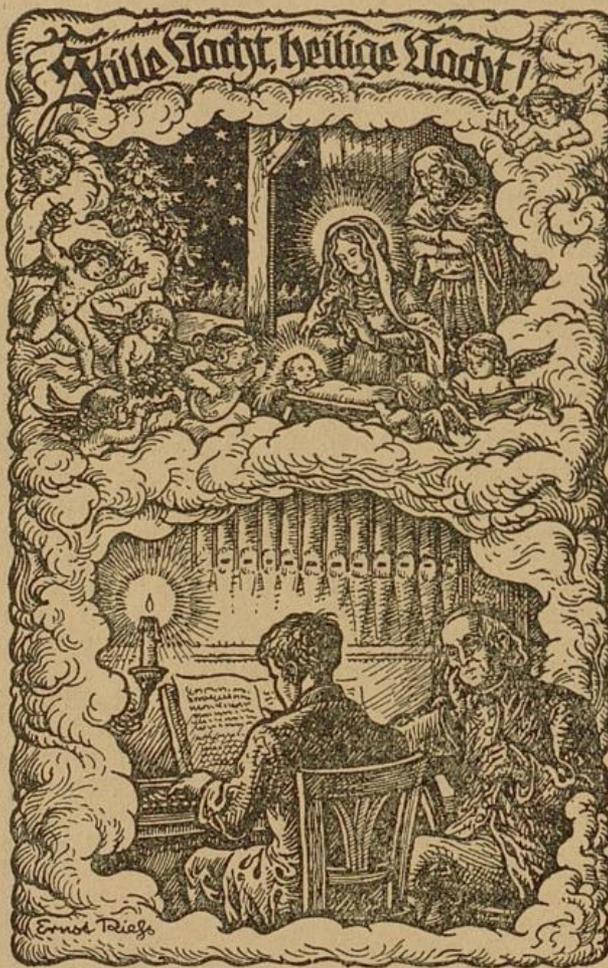
zu den Sternen auf, als ob die Sterne alle seine Geschwister wären.

Ja, ein wunderlicher Mann war er schon, der Herr Pfarrer Mohr. Und einen Tag im Dezember saß er in einer einsamen Schneehütte auf einem Berg. Er wollte sich in der Bergeinsamkeit auf seine Weihnachtpredigt vorbereiten.

Der Ofen in der kleinen Hütte krachte und summte; es war so traulich warm. Mohr hatte sich Äpfel mitgenommen. Die schmorten und dufteten nun munter auf dem Ofen herum.

Auf dem groben Holztisch flackerte und goldete ein Licht. Auf einmal wurde das Fenster aufgerissen. Der Schnee stob in langen Schwaden in die Hütte hinein. Aber das Licht erlosch nicht. Es zuckte nur ein bißchen stärker, aber es leuchtete heller. Das Licht freute sich richtig. Und dann war's wieder, als ob

das Licht auf ein Wunder wartete. Der Pfarrer Mohr wurde von einer tiefen Fröhlichkeit ergriffen. Und er sah, wie draußen, im weißen Frieden, die Welt lag. Er lauschte. Nur ein einziger Stern



Gruber fing nun an zu spielen.

stand am Himmel. Und der Stern stand über der einsamen Schneehütte. Und da mußte der Pfarrer Mohr immer daran denken, wie es doch war, als Christus geboren wurde. Und diese Gedanken zündeten in seinem Herzen ein Licht an. Und er griff seinen Federkiel und schrieb: „Stille Nacht, heilige Nacht! Alles schläft, einsam wacht . . .“ Die Zeilen wuchsen wie von selbst. Wie kleine Bäume wuchsen sie, wie Blumen im Schneewind. Und sie umarmten sich zu lauter Reimen. Und der Pfarrer sah darüber und lächelte. Ganz warm und funkelnd war sein Herz.

Und dann war das Wunder fertig. Er sprang auf, er mußte jemanden sagen, wie glücklich er war, wie groß die Freude über ihn gekommen war. Und er lief aus der Schneehütte, immer das Blatt mit dem Lied, das er gedichtet hatte, vor sich hinschwingend wie eine weiße Fahne. Er fiel in den Schnee, aber er stand wieder auf und wußte gar nicht, daß er gefallen war. Zum Lehrer wollte er, zum Lehrer Gruber. Dem mußte er das Gedicht vorlesen. Gegen Mitternacht kam er beim Lehrer an. Aber der schlief. Der Pfarrer schlug an die Tür. Wartete. Nach einer Weile kam der Leh-

ter, barfuß, nur mit Hose und Hemd bekleidet. — „Gruber, ich hab was, ich hab was!“ Und er stürmte ins Studierstübchen des Lehrers und las ihm das Gedicht vor. Und der Lehrer war sehr jung. Und wie er das Gedicht hörte, sah er aus wie ein Kind, das in den funkelnden Christbaum blickt. Und er zog sich seinen Rock an und sagte: „Ich hab auch was für das Lied, Herr Pfarrer. Wir wollen's gleich probieren!“ Und nun liefen sie beide in die kleine, demütige Dorfkirche. Und sie tasteten sich hoch bis zur Orgel. Da brannte bereits ein Licht. Der Pfarrer Mohr stellte sein Blatt mit seinem Gedicht auf die Orgeltasten. Gruber fing nun an zu spielen. Das war wie ein wiegendes Engeltanzen. Das war ein Jubeln, als ob ganze Engelwolken in der Kirche flogen. Und nun sang Gruber das Lied. Erst leise summend, dann lauter, immer lauter. Dem Lehrer rannen die Tränen über die Backen. Und der Pfarrer Mohr sah da, den Kopf in die Hände gestützt, und brummte sein Lied mit. Von dem kleinen Dorfe bei Salzburg ist das Lied von der „Stillen Nacht“ in die ganze Welt geflogen, bis nach Afrika und an den Nordpol heran.

## Gottes Stellvertreter.

Von Will Vesper.

Einige erzählen die Geschichte von Sanft Peter, andere aber meinen, es sei Schulze Hoppe gewesen, der immer unzufrieden war mit dem Weltregiment und Gott alle Tage in den Ohren lag, daß er alles so unweiselich regiere und so vieles falsch mache. „Ich“, sagte Schulze Hoppe, „wollte das besser machen.“ Da ergriff ihn Gott bei seinen Haaren und setzte ihn auf den Weltenthron. „So! Schulze Hoppe“, sagte er, „da du alles besser kannst, so regier du heute die Welt. Ich will einmal nichts tun und mich um gar nichts kümmern. Ich möchte auch einmal einen freien Tag haben. Es ist so von Ewigkeit her der allererste.“

Schulze Hoppe saß also auf Gottes Thron und sah auf die Erde hinab.

Dicht vor dem Thron ist ein großes

Guckfenster, von da aus sieht man alle Dinge. Wie der Schulze so hinunterschaute, trat da unten auf Erden ein altes Weibchen vor die Tür seiner Hütte, hielt eine Ziege bei den Hörnern und führte sie auf die Wiese, dann faltete sie die Hände, blickt gen Himmel und sagt: „Du da oben, der alle Dinge lenkt, ich befehle meine Ziege in deine Obhut. Ich bin ein armes Weibchen. Diese Ziege ist mein einziges Hab und Gut, sie ist meine Milchkuh und mein Augapfel, meine Freundin und mein Kind, mein Schätzchen und mein Herzensstolz. Ach, könnte ich nur bei ihr bleiben, und sie betreuen und bewachen. Aber du weißt, das geht nicht. Ich muß auf Tagelohn ausgehen und den ganzen Tag arbeiten, damit ich etwas zu essen habe.“

So nimm du dich der Ziege an. Ich kann sie nicht einmal anbinden; denn du weißt, wie leicht sich eine Ziege in den Strick verwickelt und sich aufhängt, sicher verfinge sie sich und ich fände sie nachher als Leiche.

Also hüte du sie, bewahre sie vor dem Wolf und vor dem Abgrund, vor dem Wasser und dem Feuer, vor bösen Menschen und bösen Tieren und vor ihrer eigenen Unvernunft. Amen.“ Damit gab sie der Ziege einen Klaps auf den Rücken und ging davon. — Das kann schön werden, dachte Schulze Hoppe, daß ich nun Ziegen hüten muß. Aber diesem Tier darf wirklich nichts geschehen. Sie ist das Herzblatt einer armen Witwe. Aber schon lief die Ziege von der Weide dem Walde zu. Eilig sprang Schulze Hoppe von seinem Thron, fuhr zu der Ziege herab und bewahrte sie gerade noch davor, daß sie einen Abhang hinunterfiel und den Hals brach. — Wie dumm, dachte er, daß die Ziege nicht einmal ein Halsband hat, woran ich sie fassen könnte.

Er zog sie an den Hörnern. Aber da wurde die Ziege unwillig und lief davon. Jetzt knabberte sie hier ein Blättchen und jetzt dort, jetzt kletterte sie hier einen Hügel hinan, jetzt lief sie dort zum Bach hinunter und wäre um ein Haar ertrunken. Sie

rannte durch die dichten Brombeeren und schlüpfte durch die Weißdornhecken. Sie stellte sich auf die Hinterbeine und kletterte auf einen Felsen. Sie lief dem Wolf beinahe ins Maul und mederte so laut, daß

die Räuber kamen, um sie zu stehlen. Sie lief dem Bauern ins Saatfeld und wäre beinahe von dem Bornigen erschlagen worden. Schulze Hoppe hatte alle Hände voll zu tun, hinter dem Tier herzulaufen, alle Gefahren von ihm abzuwenden, und es wieder aus der Irre auf den rechten Weg und die rechte Wiese bei dem Häuschen der alten Witwe zu bringen.

Als die beiden dort ankamen, war es Abend und der Schulze hatte sich Hosen und Hände zerrissen in den Dornbüschen, war müde wie einer, der den ganzen Tag umgelaufen ist, aber die Ziege war gerettet. Das alte Weib nahm sie bei den Hörnern, blickte gen Himmel und sagte: „Ich danke auch schön, daß du sie behütet hast, wie alle Welt.“ — O weh, dachte der Schulze, wie alle Welt? Es fiel ihm voll Schrecken



Dann rautet das Weib die Hände, blickt gen Himmel und sagt: „Du da oben, ich befehle meine Ziege in deine Obhut.“

ein, daß er über der Ziege alles vergessen hatte. Er lief eilig wieder in das Himmelreich.

Aber da saß Gott Vater auf seinem Weltenthron und lächelte. „Nun, Schulze Hoppe“, sagte er, „wie war es mit dem Weltregiment? Du hattest Mühe, wie es

schien, diese eine Ziege zu regieren, geschweige denn die ganze Welt, die Menschen und alle Tiere, Blumen und Kräuter und Steine, Himmel und Erde und alle Gestirne. Nur gut, daß ich in der Nähe war und sah, wie beschäftigt du warst. Es wäre sonst alles drunter und drüber gegangen, und Sonne, Mond und Sterne hätten ihre Bahn verloren und die Erde ihre Wohnung.“

„Ach, Herr“, sagte Schulze Hoppe, „vergib mir, aber, ich hatte solche Last mit der Ziege.“

„Zawohl“, sagte der Herr, „aber welche Last habe ich erst mit dir und deinesgleichen.“

„Ach, Herr“, sagte Schulze Hoppe, „ich sehe es nun ein, ich bin ein Rindvieh.“

„Nein, nein“, sagte der Herr, „du bist immerhin ein guter Ziegenhirte. Aber jetzt geh heim und schlaf. Du wirst müde sein.“

„Das bin ich“, sagte Schulze Hoppe.

„Ich aber bin nie müde“, sagte der Herr, „und schlaf und schlummre nicht.“

## Eine Kopfkur.

Von Karl Förger.

Wer an diesem Bartholomäustage des Jahres 1689 von einem der Randberge des Ostals nach den vier Winden umsaß, bekam einen gar untröstlichen Anblick. Düstere Rauchwolken lagen über der Ebene, hüllten die Täler in undurchdringliches Dunkel, aus Städtchen und Dörfern zuckten turmhohe Feuerlöcher. Endlos zogen von Rastatt her auf zerfahrenen Straßen fremde Truppenkolonnen gegen die Bäderstadt. Der Duras war auf Anordnung des Sonnenkönigs über den Rhein gerückt, hatte Philippsburg umzingelt, Bruchsal, Bretten, Durlach und Pforzheim gebrandschatzt und schickte sich nunmehr an, auch die Baden-Badner Markgrafschaft zu sengen und zu brennen, auf daß kein Stein auf dem andern bleibe und der Wille des vierzehnten französischen Ludwig erfüllt sei. Während aber das badische Stammland, von Feinden überslutet und ausgezogen, nach Hilfe schrie, schlug sich der Türkenlouis, kaiserlichem Befehl gehorsam, im fernen Ungarlande mit Türken und Heiden. Dazu säumte das zugesagte Entsatzheer aus unerforschlichen Gründen seit Wochen bei Heilbronn und rührte keinen Büchsenhahn zur Erlösung der hart heimgesuchten Bevölkerung.

An jenem Schreckensmorgen bangte zu Baden-Baden der ehrsame Herr Ulrich von Fretten sack auf dem Krankenlager. Allzu üppiges Tafeln und Pokulieren im angenehmen Dienste von Bacchus und Venus hatten ihm das Blut gesäuert und die Beine zittrig und lahm gemacht. Vor einem Vierteljahr war er daher auf Anraten sei-

nes Hausarztes mit dem getreuen Diener Kaspar im Badhaus „zum Drachen“ abgestiegen, um bei heißen Quellen und Schlemjüpplein heilsame Ruhe zu tun. Nun schnitt der rasche Vormarsch der Franzosen jeglichen Rückweg ins Achertal ab. Schon in friedlichen Tagen hatte Kaspar keinen leichteren Dienst bei dem verwöhnten und grolenden Kranken. Von der ersten Hahnenkraht bis zum Dunkelwerden klapperte die Befehlsmühle: „Kaspar trage mich zum Ohrenstuhl am Fenster! — Kaspar, ich will sogleich zu Bett! — Kaspar, die Riemen liegen wieder nicht recht! — Kaspar, wo bleibt mein Wasserglas?“

Doch heute an diesem Tage des Unheils, da französische Offiziere in erster Frühe die heimlich bestellten Forellen beschlagnahmt hatten, prasselte ein ungezügelter Strohfeuer hoch: „So nahe steht die Rasselbande? Sicher denken Militär und Stadtbewohner an rücksichtslosen Widerstand!“

„Wo! Widerstand? — Einen Schutz gab die Besatzung unter dem saumseligen Würz ab, damit hatte sie den Munitionsvorrat aufgebraucht, räumte die Stellung und verschwand über die Berge. — Ebene und Kloster Fremersberg liegen geplündert, bald geht es auch an uns. Mitten in der Nacht soll die Markgrafenwitwe zu den frommen Frauen nach Lichtental geflohen sein, dort harret sie wohl bangend des Sendboten, welcher aus Paris den Erlaß zur Schonung unserer Stadt bringen will. Und mit ihr blickt die gesamte Bürgerschaft ergeben nach dem Westen.“

„Als ob von dort her dem Reiche jemals Heil widerfahren wäre! — Könnte ich nur die Beine gebrauchen, wie ich wollte, allein zöge ich gegen den alten Feind! — Aber was bleibt mir in meinem Zustande? — Kaspar, ich beschwöre dich, sieh zu, daß du irgendeinen Wagen aufstreibst! Biete jeden Preis dafür, versprich meinethalben unsern ganzen Gutshof!“



Da kaufte Herr von Fretten sack vom Lager.

Gilfertig polterte der Dienstknecht die Treppe hinab, der ehrsame Herr von Fretten sack wälzte sich indessen gequält in seinem Pfühl und brummte: „So winkt allmählich die tröstliche Aussicht, innerhalb von zwölf Stunden auf beiden Seiten hübsch knusprig gebraten zu werden. — Verflucht und zugenäht! Wozu zahlen wir eigentlich dem Landesherrn unsinnige Steuern und Abgaben, wenn er in höchster Not nicht schützend einspringt? Drunten an der blauen Donau tummelt er sich herum, hier jedoch fehlt der Mann wie das tägliche Brot.“

Unablässig ratterte Wagengerassel aus der engen Gasse herauf, wetterten Befehle, Flüche und Schreie, jammerten Weiber und Kinder. Nach wenigen Pendelschlägen erschien Kaspar hilflos unter der Türe und meldete, die Bürgerschaft raffe zusam-

men, was immer sich fortschleppen lasse, und flüchte in die Wälder. Jedermann denke nur an sich, und Pferde seien rar wie Wasser in der Wüste. Ueberdies käme man mit einem Fuhrwerk nicht gar weit, alle Zugänge zur Stadt lägen durch gefällte Bäume, Hecken und spanische Reiter undurchdringlich verrammelt. Zum Fenster tretend, endete der geplagte Krankenpfleger seinen Bericht: „Beim Spital droben brennen schon die Häuser!“

Wie von einer Hornisse gestochen fuhr Herr Fretten sacks Bein unter der Decke hervor. Kaspar bemerkte es, nahm gelassen eine Priese und erläuterte weiter: „Aus der Steinstraße flackern auch Flammen!“

Sogleich stüzte das andere Bein des Kranken aus dem warmen Pfühl. Nunmehr setzte der Diener seiner Unheilssbotschaft die Krone auf: „Und jetzt fliegen Funken nach unserm Dach!“

Da kaufte Herr von Fretten sack, jede Lähmung vergessend, vom Lager, schlug ein Leintuch um den Körper, raste barfuß die Stufen hinab, drängte sich durch das Wagengewühl der Gernsbacherstraße das Rothenbachtälchen hinauf, ohne Stiefel über Geröll und Steinbrocken der Wolfschlucht zu. Kaspar hatte Mühe, ihm zu folgen. Erst auf der Kammhöhe hielten die beiden Flüchtlinge veratmend an und gewahrten im Rückblicke ein wogendes Feuermeer von Beuern bis zur Schloßberghöhe. Gleich einer seligen Insel aber ragte unberührt am Oosufer das Haus des Fischers, bei welchem zur selben Zeit französische Offiziere Herrn von Fretten sacks köstliche Forellen verzehrten.

Zusammenzuckend sah Herr Ulrich von Fretten sack an sich hinab, erspähte seine seltsame Bekleidung und prustete los: „Komme, was wolle! Das Zipperlein habe ich herausgeschwigt! Ich benötige keine Bäder mehr.“

Und gesund wie ein Fisch im Bergbach, als hätten seine Beine nie den Dienst versagt, zog er mit seinem getreuen Knappen gegen Gernsbach hinab und bedachte dabei wohl kaum, daß er vielleicht der einzige Reichsdeutsche war, welchem die Franzosen in jenem Jahre des Schreckens eine Wohltat erwiesen.

## Ein Besuch im Lahrer Reichswaisenhaus.

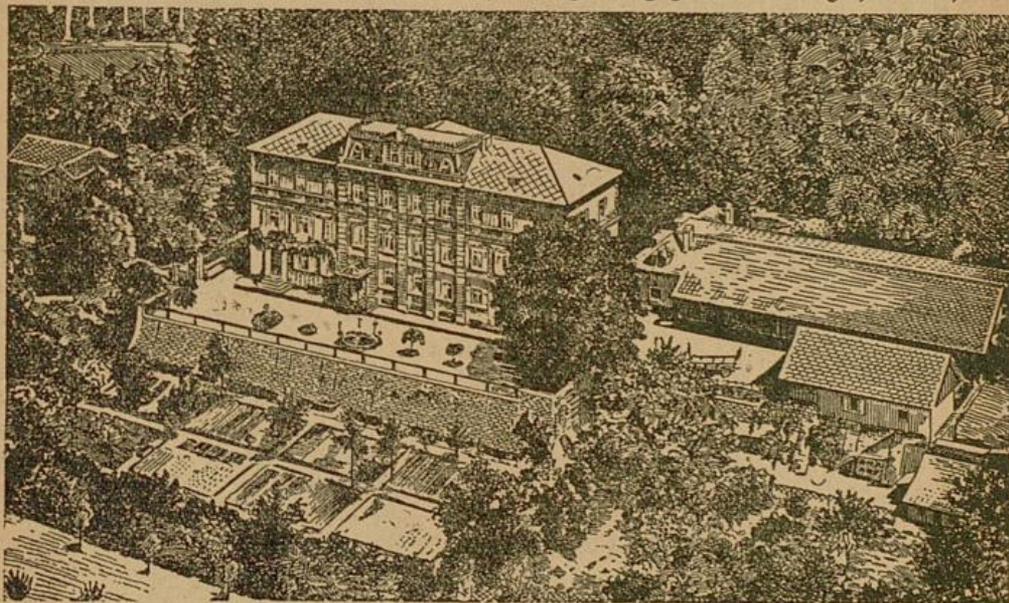
Zu seinem 50jährigen Bestehen.

Von Emil Baader.

Jedermann weiß, daß der Hinkende die erste Anregung gab zur Gründung des I. Deutschen Reichswaisenhauses zu Lahr. So ist es wohl angebracht, daß er anlässlich des 50jährigen Bestehens dieses großen nationalen Liebeswerkes Rückschau hält auf die Geschichte des Hauses, das ein Sinnbild und Denkmal deutscher Einheit ist. Und angebracht ist's, daß der Hinkende wieder einmal hinaufsteigt auf den Altvater, den schönen Lahrer Berg, dem Waisenhaus einen Besuch abzustatten: dem „Vater“,

Bürklins Vorschlag ein, fügte aber ergänzend hinzu: „Wir wollen's nicht bloß bei der Sammlung von Zigarrenspitzen lassen, sondern auch Pfennige von Nichtrauchern sammeln und ein Waisenhaus bauen!“

Das war der Anfang. Bürklin schrieb fürs Waisenhaus eine wirkungsvolle Standrede, die 1877 erschien. Der Erfolg war groß. Nach dem Grundsatz „Viele Wenig machen ein Viel!“ wurde gesammelt im Reich, in der ganzen Welt. In Magdeburg gründete im Jahre 1880, vom



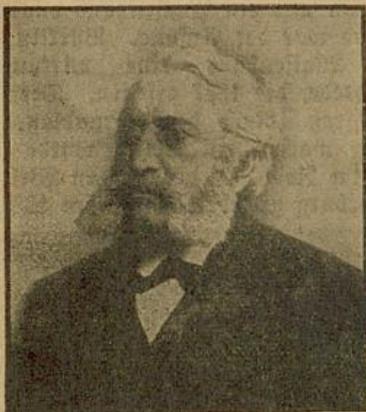
der „Mutter“ und den Waisenbuben aus allen deutschen Gauen, die hier Heimat gefunden.

Ein halbes Jahrhundert ist's her, seitdem man unser Waisenhaus eröffnete. Und sechzig Jahre, liebe Freunde, sind verflossen, seitdem der Hinkende in der Person des unvergeßlichen Albert Bürklin die Anregung gab, Zigarrenspitzen zu sammeln, um aus dem Erlös armen Kindern auf Weihnachten Kleider zu schenken. Moriz Schauenburg, der idealgesinnte Verleger des Hinkenden, ging begeistert auf

Hinkenden begeistert, Heinrich Nadermann die „Deutsche Reichsfechtsschule“. Innerhalb von vier Jahren brachte sie die Summe von 31 000 Mark zusammen. 1882 konnte das prachtvoll gelegene Fallensteinische Landhaus am Altvater um den Preis von 40 000 Mark erworben werden. Es wurde entsprechend ausgebaut. Am 25. Mai 1885, ein herrlicher Pfingstmontag war's konnte das I. Deutsche Reichswaisenhaus eingeweiht werden. Wenn dieser Kalender in die Hand der Leser kommt, ist die Feier des 50jährigen Jubiläums

vorbei. Der Hinkende wird dabei nicht fehlen und übers Jahr davon berichten.

Bevor wir miteinander hinaufsteigen auf den Altvater, lasset uns ein wenig blättern in der Chronik des Waisenhauses. Lasset uns voll Dankbarkeit jener Männer gedenken, welche die Fundamente legten zum großen Werk. O, sie sind alle heimgegangen!



Albert Bürklin.

Albert Bürklin, der Kalendermann, der Freund der Kinder und des Volkes, der den ersten Anstoß zu dieser Schöpfung gab, ist schon 45 Jahre tot. Am 10. Juli 1890 hat man ihn in der badischen Landeshauptstadt begraben. Alle Stände waren dabei vertreten: der hohe Beamte, der einfache Bahnwärter, so berichtete der Hinkende. Eine Schar Knaben in blauen Tuchanzügen war auch dabei: die Lehrer Waisen. Der Sarg wurde ins Grab gesenkt, Kränze und Palmen folgten ihm, auch viele kleine Blumensträuße aus der Hand der Knaben. Dann fielen dumpf die Schollen auf den Sarg. . . Wir gedenken heute Bürklins voller Ehrfurcht!

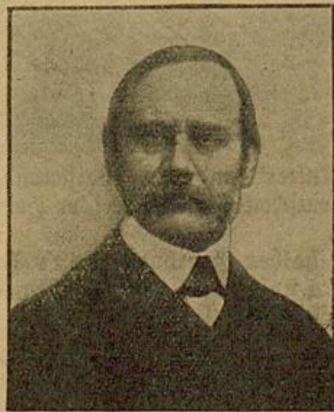
Moritz Schauenburg, Bürklins Freund, Kampfgenosse und Verleger, ist vor 40 Jahren heimgegangen. Am 25. Januar 1895 folgte er seinen Freunden Albert Bürklin, Friedrich Geßler, Ludwig Eichrodt. Vom Reichswaisenhaus zieht wiederum die Schar der Buben hinunter in die Stadt, Waisenvater Schneckenburger mit Zylinder und schwarzem Gehrock voran. Sie ziehen zur Trauerfeier, die bei der Lahrer Leichenhalle stattfindet. Der Gesangverein singt.

Der Pfarrer hält eine ergreifende Rede. Viel Volk ist da: Männer, Frauen, Kinder. Alle liebten sie ihn, der 68jährig starb. Der Sarg wird in den Eisenbahnwagen gehoben, der Zug pfeift — Lahr sieht von Moritz Schauenburg nur ein Häuflein Asche wieder. Eine knorrige, westfälische Eiche — das Westfalenland war Schauenburgs Heimat — war allzu früh gefallen.



Moritz Schauenburg.

Neben dem Hinkenden Boten war ihm zeitlebens das Schicksal des Reichswaisenhauses besonders am Herzen gelegen. Schauenburg stand im Mittelpunkt des damaligen regen geistigen Lebens von Lahr. Er ist uns, wie Bürklin, unvergeßlich. Voll Ehrfurcht denken wir seiner!



Theodor Thaeber.

Was aber tat Theodor Thaeber, der 1895 zu Lugano starb, 83jährig? Die alten Leser des Hinkenden wissen es wohl. Er

vermachte dem Lahrer Reichswaisenhaus die Summe von 650 000 Mark. Er war ein Sohn der Stadt Magdeburg gewesen; Junggeselle, Rechnungsrat bei der Intendantur des 15. Armeekorps zu Straßburg im Elsaß. Sein Testament ist sein schönstes Denkmal. Es beginnt folgendermaßen: „Das Glück der Ehe ist mir nicht zuteil geworden. Ich fühle mich daher verpflichtet, für diejenigen armen Wesen zu sorgen, die das Glück, noch Eltern zu besitzen, nicht mehr haben.“ Thaeders Stiftung war zum Bau eines zweiten Waisenhauses in Lahr (für Mädchen) bestimmt. Der Rohbau wurde 1912 am Altvater, in ebenso schöner Lage wie der Bürklin-Schauenburg-Bau, erstellt. Kriegs- und Nachkriegszeit machten es leider unmöglich, den Thaeder-Bau dem von seinem Stifter vorgesehenen Zwecke zuzuführen. Gedenken wir auch Theodor Thaeders voller Ehrfurcht und Dankbarkeit!

Wir gedenken aber auch dankbar jener, die pfennigweise spendeten im Laufe der Jahre nach dem Saße:

Einen Pfennig nur im Jahr  
Für das Waisenhaus in Lahr!

Wir sind unterwegs nach dem Altvater. Es ist ein frühlingsheller Tag im Januar. Der japanische Jasmin blüht schon in den Gärten. Die Buchsinnen haben's wichtig in den Bäumen. Wir haben uns beim Hausvater angemeldet, der uns im Hof des Thaederhauses entgegenkommt. Wir begrüßen uns wie gute Freunde. Wir machen einen Gang durch die freundlichen Hallen, die hellen Räume des Hauses. Wie prächtig ist der Blick von den Fenstern des Hauses hinunter ins Tal, zu den Bergen des Schwarzwaldes und der Vogesen! In der Kriegszeit war das Haus Lagarett. Nach dem Kriege fehlten die Mittel zum Ausbau. Nun dient es dem neuen Deutschland.

Wir wenden unsere Schritte zum Bürklin-Schauenburg-Haus. Der Hinkende glaubt's dem Vater gerne, daß dies das schönstgelegene Waisenhaus im ganzen deutschen Vaterland ist. „O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön!“ Der dieses Lied dichtete, war ein Freund Bürklins

und Schauenburgs, 's war der Dichter Ludwig Auerbach, der im nahen Seelbach im Schüttertal wohnte und dort am 22. August 1882 starb. Die reiche Natur, in der das Waisenhaus eingebettet liegt, bedeutet einen wichtigen Faktor in der Erziehung der Knaben.

Wir unternehmen einen Rundgang durch das Anwesen. Vom weiten Vorplatz, auf dem man die wohlbekannte Figur des Waisenbuben schaut und mächtige Kastanienbäume, die im Sommer kühlen Schatten spenden, gelangen wir zunächst in die Wirtschaftgebäude. Wir besuchen Vieh-, Schweine- und Hühnerställe, Waschküche und Badstube. Ueberall peinlichste Ordnung, überall modernste Einrichtung. Knetmaschinen und Waschmaschinen werden elektrisch betrieben. In Badstube und Waschküche waltet die Mutter mit den Mägden ihres Amtes. Die Buben helfen, wo es nur geht, tapfer mit. Für die Landwirtschaft ist ein Knecht da. Die 42 Buben stehen ihm als Helfer zur Verfügung. Hier kennt man keinen Müßiggang. Kartoffeln, Gemüse und Obst werden zum größten Teil auf eigenem Grund und Boden gewonnen. Etwa 2 Hektar Feld gehören zum Haus. Im häuerlichen Betrieb wachsen die Buben auf. Sie haben eine Heimat. Die Haustiere sind ihre Freunde.

Wir tun einen Blick in den Keller und kommen dann in die Küche, wo die Hausmutter mit der Zubereitung des Essens beschäftigt ist, und weiter in die Speiseküche. Des Führers Bild, von Blumen umkränzt, schmückt die Wand. Daneben schauen wir die Bildnisse von Bürklin, Schauenburg und anderen Stiftern. Empor in die Schlafküche! Saubere, bequeme Betten. Von den Fenstern Blick in die weite Landschaft. In den letzten 12 Jahren kam nur ein einziges Mal ein ernsterer Krankheitsfall vor; ein Beweis für den guten Gesundheitszustand der Buben!

Wir sehen uns noch die geräumigen Speicher an und plaudern dann noch ein wenig im Wohnzimmer der Hauseltern. Mutter Pies kommt. Sie erzählt von Weihnachten, vom großen Fest der Liebe. O, da gibt es immer große Wünsche zu

erfüllen. Sie reicht mir ein Paketlein Zettel: die Wunschbrieflein der Jungen. Diese Zettel gewähren einen Einblick in die Kindesseele. Dürfen wir ein paar der Bubenwünsche nennen. „Wir wünschen, wenn es geht“, so lesen wir auf den Zetteln, „einen Füllfederhalter mit versenkbarer Feder, einen Handwerkskasten, eine Querpfeife, eine Burg mit Soldaten, ein Bolzengewehr, einen Feldmorseapparat, Waldblaufschuhe mit Krepptsohlen und Knieschutz, eine Altknappenmappe und drei Neujahrskarten, das Buch Mümmelmann von Löns, ein Floßspiel, eine Taschenuhr, wenn es geht“, usw. Vielleicht denkt ein Kinderfreund in weiter Ferne in kommender Adventszeit an unsere Buben und ihre Wünsche. Denn das Waisenhaus ist arm geworden; die Inflation hat das Vermögen entwertet.

Wir nehmen Abschied vom Reichswaisenhaus. Wir steigen wieder hinunter in die Stadt. Wer kommt uns entgegen? Eine Schar frischer Buben: die Zöglinge des I. Deutschen Reichswaisenhauses. Sie kommen vom Jungvolkdienst; es ist Samstag heute. Mit frohem „Heil Hitler!“ begrüßen wir uns. Ich lasse mir erzählen vom Dienst, von der fernen Heimat, die ihnen keine Heimat ist; vom Haus am Altvater, das sie lieben. Aus allen Gauen des Reiches sind die Buben hier zusammengewehlt. Sie haben's gut hier. Haben Bett und gute Kost, haben Arbeit, Schule und Spiel, haben „Vater“ und „Mutter“. Es ist eine wackere Schar, das Jungvolk, das heimzieht in die Kinderburg am Altvater. Der Geist des neuen Deutschland ist lebendig in der jungen Schar. —

Wenn Bürklins und Schauenburgs Werk nach 50jährigem Bestehen sich aus einem blühenden Reis zu einem kraftvollen Baum entwickelt hat, so müssen wir auch dankbar jener Männer gedenken, die in jahrzehntelanger, uneigennütziger Arbeit sich um das Wohl und Wehe des I. Deutschen Reichswaisenhauses kümmerten. Es ist nicht möglich, alle diese verdienten Mitglieder des Verwaltungs- und Aufsichtsrates hier mit Namen aufzuzählen; es wird das an anderer Stelle geschehen. Erwähnen müssen wir aber Dr. Moritz

Schauenburg, der nach dem Tode seines Vaters die Leitung übernahm und sich bis zu seinem im Jahre 1933 erfolgten Tode große Verdienste um das Haus er-



Dr. Moritz Schauenburg.

warb. Ihm folgte, von Verwaltungs- und Aufsichtsrat einstimmig gewählt, Fabrikant Max Waeldin, der zielbewußt das Schifflin durch alle Fährnisse der Zeit steuert, wobei ihm seine Erfahrung als langjähriger zweiter Vorsitzender des Verwaltungsrates trefflich zustatten kommt. Den bewährten Vorsitzenden des Aufsichtsrates hat man in der energischen Persönlichkeit des Dr. med. Max Brauch gefunden, der seit Jahren mit dem Hause verwachsen ist. Dankbar sei auch der früheren Hauseltern gedacht, denen die Pflege und Betreuung der Waisenknaben anvertraut war, und der jetzigen Hauseltern, die ihre Schutzbefohlenen zu tüchtigen Menschen erziehen. Nicht vergessen dürfen wir auch die Geschäftsführung, die für die gedeihliche Entwicklung eines solch großen Betriebes, wie ihn unser Reichswaisenhaus darstellt, von weittragender Bedeutung ist.

Menschenliebe hat dieses nationale Liebeswerk geschaffen. Menschenliebe muß es erhalten. Der Sinkende, der die erste Anregung zur Gründung des Lehrer Reichswaisenhauses gab, würde es herzlich begrüßen, wenn aus seinem Leserkreis der Anstalt aus Anlaß ihres Jubiläums Spenden zuginen. Die „Verrechnung des I. Deutschen Reichswaisenhauses“, die Hauseltern und Kinder nehmen dankbar jede Gabe an: Der Waisen Dank, Gottes Dank!

## Die Schachpartie des Bürger Robespierre.

Novelle von Max Treu.

Maximilian Robespierre trat in das kleine Kaffeehaus, in welchem er abends eine Tasse Kaffee zu trinken und, falls er einen Mitspieler fand, eine Partie Schach zu spielen pflegte.

Er ließ sich an einem Tisch nieder und fragte den Kaffeehausbesitzer, der sich ihm mit vielen Büdlingen nahte: „Nun, wer wird heute abend mit mir eine Partie Schach spielen?“

Bürger Lerond zuckte die Achseln: „Ich will fragen, Bürger Robespierre! Aber ihr wißt ja, die Leute wollen nicht recht heran an diesen Tisch!“

Ueber das Gesicht des Unbestechlichen glitt ein spöttisches Lächeln: „Ich weiß, ich weiß! Man spielt nicht gern mit mir —“

Er sah sich um, prüfte mit forschendem Blick die Anwesenden.

„Wer will mit dem Bürger Robespierre eine Partie Schach spielen?“ fragte der Wirt.

Bedrücktes Schweigen ringsum. Niemand meldete sich. Man hatte gefunden, daß es nicht ganz ungefährlich sei, mit dem Bürger Diktator Schach zu spielen. War da neulich ein junger Provinzler in das Kaffeehaus gekommen und hatte sich zu Robespierre an den Tisch gesetzt. Ein Schachbrett mit aufgestellten Figuren stand schon bereit, und als der Fremde erklärte, daß er gern Schach spiele, hatte Robespierre ihn alsbald dazu eingeladen. Der Provinzler verlor die Partie und begann dann ein Gespräch mit Robespierre. Es herrschten heillose Zustände bei ihm zu Hause in der Provinz, sagte er, die Acker lägen verödet und brach, kein Mensch hätte mehr Arbeit, die Leute hungerten, und nur die Revolutionstribunale, die im Lande umherzögen, machten gründliche Arbeit und ließen die Köpfe rollen, daß niemand mehr wisse, ob er morgen noch seinen Kopf auf den Schultern tragen würde. Und nun sei er nach Paris gekommen und wolle den Machthabern gehörig die Wahrheit sagen, möge für ihn daraus werden, was da wolle.

Da hatte sich Robespierre erhoben und trocken gesagt: „Das könnt Ihr tun, Bür-

ger! Ich bin der Bürger Robespierre und verhafte Euch wegen Hochverrats! Morgen werdet Ihr vor dem Revolutionstribunal stehen!“

Am andern Morgen fuhr der Provinzler, vom Revolutionstribunal zum Tode verurteilt, zum Schafott und sein Kopf rollte in den Sand.

Seit diesem Tage, wie gesagt, hielt man es für geraten, lieber nicht mit dem Bürger Robespierre zu spielen; man konnte nicht wissen, ob man in der Hitze des Kampfes nicht ein kühnes Wort verliere, und das Revolutionstribunal arbeitete ebenso schnell, wie der Henker Samson auf dem Grève-Platz.

„Meldet sich niemand?“ fragte Robespierre.

„Niemand!“ antwortete der Wirt.

„Die Kanaille hat Angst!“ lachte Robespierre.

Da erhob sich aus einer Ecke, in der er bisher schweigend gesessen, ein junger Mann, trat an den Tisch, verbeugte sich und sagte: „Ich bitte um die Ehre, mit dem Bürger Robespierre eine Partie Schach spielen zu dürfen!“

Prüfend slog das Auge des Diktators über den Fremden. Eine feine, schlanke Erscheinung mit auffallend zarten Gesichtszügen. Aber aus zwei dunkeln Augen blickten Mut und Entschlossenheit.

„Gut, spielen wir!“ sagte Robespierre. „Was ist der Einsatz?“

Einen kurzen Augenblick Schweigen. Dann kam es hart und klar über die Lippen des Fremden: „Um Tod oder Leben!“

Erstaunt sah Robespierre auf: „Um wessen Tod und wessen Leben?“

Ebenso hart klang die Antwort: „Den Namen werde ich nachher nennen!“

Robespierre nickte: „Gut, es gilt! Um Tod oder Leben!“

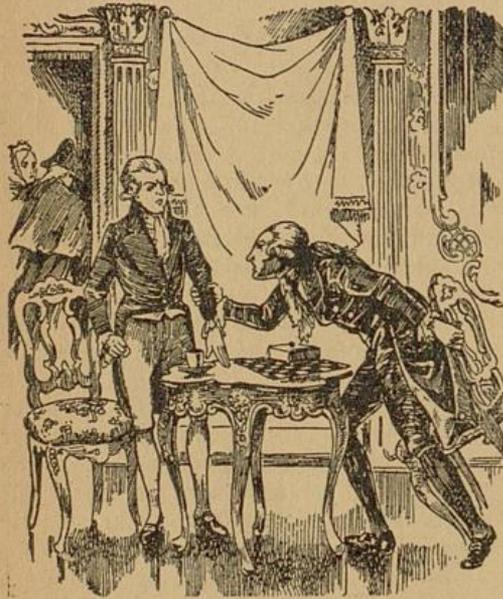
Das Spiel begann.

Eine Anzahl Zuschauer umstand den Tisch und verfolgte mit Spannung den Fortgang des Spiels, dessen rätselhafter Einsatz alle in Atem hielt.

Nach einer Reihe von Zügen meinte Robespierre bedächtig: „Ihr seid ein guter Spieler, Bürger, merke ich!“

„Am einen hohen Einsatz muß man gut spielen und die Partie zu gewinnen suchen!“ entgegnete der Fremde gleichmütig.

Das Spiel geht weiter. Eine gewaltige Bresche war in die Schlachtlinie Robespierres geschlagen. Noch zwei kühne Angriffzüge — jetzt fiel seine Königin in



Robespierre fuhr in die Höhe „Alle Teufel, seid Ihr toll Bürger?“

die Hände des unerschütterlichen Gegenspielers.

Zimmer gespannter ruhten die Augen der Umstehenden auf der Partie. Keiner sprach ein Wort. Man beobachtete, wie Zug um Zug getan wurde, man beobachtete auch die feine, weiße, schlanke Hand des Fremden, die sicher und unbeirrt ihre Figuren zum letzten Endkampf vorschob.

„Schach dem König!“ sagte jetzt der Fremde, gelassen und ruhig wie immer.

Robespierre rettete den König. Aber wieder hieß es: Schach! Noch ein paar Züge, dann sah Robespierre vom Brett auf.

„Matt!“

„Matt!“ klang es aus den Reihen der

Umstehenden. „Bürger Robespierre hat heute seinen Meister gefunden!“

Der Diktator lächelte: „Ihr wundert euch, Bürger, denn ihr wißt: ich werde nur selten besiegt!“

Die beiden Spieler legten die Figuren in den Kästen zurück. Keiner sprach dabei ein Wort. Die Umstehenden entfernten sich.

Dann fragte Robespierre: „Worum haben wir nun gespielt? Kennt Euern Preis!“

„Am den Kopf des Grafen Rochambeau!“

Robespierre fuhr in die Höhe: „Alle Teufel, seid Ihr toll, Bürger? Der Bürger Rochambeau wird morgen wegen Hochverrats zur Guillotine geführt!“

Kühl und ruhig klang die Antwort: „Eben deshalb fordere ich sein Leben von Euch!“

„Und wenn ich es Euch nicht gebe?“

„Ich habe immer gehört, daß der Bürger Robespierre ein gegebenes Wort hält!“

„Und wenn ich es diesmal nicht halte?“ fragte der andere fast drohend. „Wenn ich es nicht halte, weil der Bürger Rochambeau einer der gefährlichsten Verschwörer gegen die Republik ist, den wir endlich nach langem Suchen ergriffen haben — wenn ich darum mein Wort nicht hielte?“

Unbewegt stand der junge Mann. Wie aus Stein gemeißelt sah das schöne jugendliche Antlitz aus. Nur die Augen strahlten in reinem Feuer.

„Und wenn ich mein Wort nicht halte, Bürger?“ wiederholte Robespierre.

„Dann werden wir beide diesen Raum nicht lebendig verlassen!“

Eine Pistole blitzte in der Hand des Fremden. Robespierre zuckte zusammen.

„Ihr seid verrückt, Bürger!“

„Ich bin bei klaren Sinnen! Tod oder Leben war der Einsatz des Spiels — eins von beiden muß bezahlt werden, Bürger Robespierre!“

Das Kaffeehaus war leer geworden. Nur die beiden Spieler um Tod oder Leben standen sich noch gegenüber.

„Ich sehe“, sagte Robespierre, „Ihr treibt Eure Spielschuld unerbittlich ein!“

„Das muß ich, denn der Preis bedeutet auch mein Leben!“

Kobespierre zog ein Formular aus der Tasche, schrieb ein paar Zeilen darauf. Dann gab er es dem andern.

„Nehmt hin! Es ist der Freilassungsschein für den Bürger Rochambeau, aber sorgt dafür, daß er morgen früh nicht mehr in Paris ist!“

„Dafür ist bereits gesorgt, Bürger Kobespierre!“

Wieder fuhr Kobespierre auf.

„Zum Teufel, wer seid Ihr, Bürger? Sagt mir endlich Euren Namen!“

Der Fremde verbeugte sich: „Nennt mich Bürgerin — ich bin die Braut des Grafen Rochambeau!“

Höchstes Erstaunen zeigte sich auf den Zügen Kobespierres. Aber er faßte sich, verneigte sich und entgegnete ruhig: „Dann habe ich die Partie an keinen Unwürdigen verloren.“

## Die reingeflogenen Engländer.

Ein wahres Stücklein aus dem großen Krieg. Von Karl Joho.

„Heute mußt du mal wieder die Landsleute in Chalandry besuchen“, sagte sich der Laoner Lazarettpfarrer Gottlieb Höfflin, als am ersten Januarnachmittag 1916 schönes Wetter in sein Quartier lachte. Setzte sich auf sein mehr gutartiges als kriegerisches Köhlein und ritt fröhlich fürbaß.

Aus unerklärlichen Gründen ging ihm ein Lied aus den Kindertagen nicht aus dem Sinn. Seine Mutter hatte es so oft gesungen. Ueber Virgil und Homer, über den Psalmen Davids, über dem Hohelied Salomonis, über dem tiefsinnigen Johannesevangelium und andern schweren Dingen hatte er es fast vergessen gehabt. Aber heute trällerte er immer wieder vor sich hin, so daß seine Rosinante zierlich dahintänzelte: „Kommt ein Vogerl gesflogen...“

Da, was ist das? Wie das „Wort Gottes zu Pferde“ (so nennen die Landsler ihre Feldgeistlichen in ihrem vor nichts zurückschreckendem gutmütigem Spott) sich seinem Reiseziel, eben dem Etappendorf Chalandry, näherte, rauschte und brauste es gewaltig in der Luft. Das Lied wird zur Wirklichkeit, und es kommt tatsächlich zwar kein „Vogerl“, aber ein Phönix oder gar der Vogel Koch weiland Sindbad des Seefahrers: ein ungeheures Flugzeug schwingt langsam in geringer Höhe und schickt sich zum Landen an. In der ersten Ueber-raschung denkt der Pfarrer, es ist ein deutsches, das eine Notlandung vornehmen muß, und hält zur etwaigen Hilfeleistung darauf zu, wie es für einen Mann in Uniform,

auch wenn er als „Himmelsdragoner“ keine Waffe trägt, Pflicht ist.

Indem der Pfarrer sein scheuendes Köhlein anbindet, sieht er schon ein Trüpplein Soldaten beim Flugzeug stehen. Es ist von einer phantastischen Größe. Wie



Der Lazarettpfarrer ritt fröhlich fürbaß.

es sich später herausstellte, hatte es eine Höhe von  $7\frac{1}{2}$  und eine Spannweite von 30 Meter; 2 Motore von je 260 Pferdekraften mit einem Benzinverbrauch von 100 Liter in der Stunde, trieben es.

Unser Pfarrer denkt an nichts, mit Ver-

laub zu sagen, geht in der Richtung auf das Flugzeug weiter und begegnet dabei zwei Herren in feinen gelben Ledermän-



Der Gefeierte nimmt ihnen mit bestimmter Höflichkeit die Karten ab.

teln und sonstiger hocheleganter Fliegerausstattung. Sorglos wie Touristen stellen sie mit der Karte in der Hand über den Acker. Ein Gefreiter und zwei hinzukommende Kraftfahrer merken gleich dem geneigten Leser etwas und tun das, was ihnen von der ersten Rekruten-Instruktionsstunde an eingebläut worden ist: sie handeln. Dementsprechend nehmen sie mit der bestimmten Höflichkeit rauher, in manchen Läuften erprobter und erfahrener Krieger den Männern die Karten ab.

Während dieses Vorgangs war die Landung des Flugzeuges auch von der andern Seite des Ackerhügels beobachtet worden. Kommt da nämlich friedlich vom Löhnungsappell ein Offizierstellvertreter von der Fliegerabteilung des Gefechtsabschnitts heran. Als Mann vom Fach sieht dieser die vier Flügel am Propeller und weiß sogleich: das ist ein Engländer, obwohl die Tragflächen die blau-weiß-rote Kokarde tragen. Eile ist geboten, denn wie leicht könnte das Flugzeug, das womöglich Spione abgesetzt hat, wieder aufsteigen. Die vor dem Großkampfflugzeug stehenden drei Monteure werden schnell gefaßt. Einer entwischt noch in den Kumpf, offenbar, um

das Flugzeug zu zerstören; der Offizierstellvertreter Hirtler (dem Namen nach ein Kaiserstühler) aber ihm nach, staucht ihn runter und der weiter hinzugeeilte Flugzeugwerkmeister Rampsperger (ein Breisgauer), zieht an den Füßen: der kostbare Vogel ist unversehrt gerettet.

Rehren wir nun zu dem seltsamen Sextett: ein Pfarrer, zwei Fliegeroffiziere, drei Landser zurück.

Verfluchte Geschichte, daß wir unsere Karabiner nicht bei uns haben und nicht einmal das Seitengewehr! Aber jetzt erst recht frech, denken die drei Soldaten, denn sie haben in unbändiger Freude die verflungenen Flieger als unsere liebsten und besten Freunde erkannt: als Engländer!

„Euch haben wir, euch lassen wir nicht mehr fort, Sakralkreuzhimmelddonnerwetter.“ Zum Glück hört der Pfarrer den Fluch nicht, weil er als Mann der Nächstenliebe zu den Fliegeroffizieren tritt. Als echter „Barbar“ und wohlherzogener Chri-



Der Offizierstellvertreter staucht den Engländer aus dem Flugzeug und der Flugzeugwerkmeister zieht an den Füßen.

stenmensch grüßt er sie freundlich mit den Worten: „Vous êtes bien venus? Venez chez moi!“ („Sind Sie gut angekommen? Kommen Sie her!“) Auf die Frage der

Herren, wo sie sich befänden, entgegnete er wahr und bieder, wie ein Pfarrer das schon von Amts wegen tun muß, in liebenswürdigstem Tone: „En France, messieurs.“ Befriedigtes Kopfnicken der englischen Luftmänner. Auch die Landsjer nicken wohlgefällig, wenn auch aus erheblich anderm Grunde. Wie das Dorf heißt und so, forschen die fremden Offiziere weiter. Wiederum eine unbestreitbar richtige Antwort: „Chalandry c'est un petit village (ein kleines Dorf).“ Darauf schon etwas drängender der die Sachlage nun durchschauende Herr Pfarrer: „Je vous prie, venez chez moi!“ („Ich bitte, kommen Sie her.“) Eben taucht noch ein Bizefeldwebel auf — ohne Spieß leider — und lächelt satt wie sonst nur bei der Aufsicht beim Nachherzieren. Unmerklich nehmen der Pfarrer und der Feldwebel die Gentlemen in die Mitte und wandern waffenlos, behaglich plaudernd der nahen Mühle zu. Dort gab es — man ist kein Unmensch und Spielverderber — guten Kaffee; der Pfarrer zog seine Zigarrentasche, bot an, nötigte höflich: genau alles so, wie man sich eben benimmt, wenn man Besuch vom lieben Vetter hat. Im Gespräch hält der wadere Seelsorger die Offiziere künstlich hin. Die Unterhaltung geht gemütlich und verbindlich weiter. Schließlich fragt aber doch der eine Flieger in der angeborenen Sicherheit und dem Selbstbewußtsein des Engländers seinen Gastgeber in der Uniform mit violetten Kragen: „Vous êtes un officier francais?“ („Sie sind ein französischer Offizier?“) Ein kleines bißle freut sich der junge Pfarrer innerlich doch, daß er so schneidig wie ein Offizier aussieht und noch kein Amtsbäuchlein hat. Gibt aber dann wie immer der Wahrheit die Ehre, und lächelnd entflucht seinem Munde: „Non, monsieur, je suis allemand.“ („Nein, mein Herr, ich bin Deutscher.“)

Blitz, Donner, weit offene Mäuler mit prächtigem englischem Raubtiergebiß, Tableau, Gemälde! Nicht nur das Mühlrad draußen dreht sich, den beiden englischen Offizieren wirbelt die ganze Welt durcheinander. Bleich und namenlos betreten stößt der ältere Flieger, als ob er das Ganze für einen Spuk oder Traum hielte,

die Frage aus: „Un allemand? c'est triste, c'est fortune de guerre.“ (Ein Deutscher? Das ist traurig, das ist Kriegsgeschick.) Der Gesreite, der dabei sitzend aufpaßt wie ein Luchs, damit keiner der Brüder ein Papier oder sonst was Interessantes (der Nachrichtenoffizier lauert auf solche Dingerchen und ist nicht unerkennlich dafür) verschwinden läßt, der Gesreite also wiederholt in diebischer Freude: „Ja, ja grammalör, das ist der Sällagärkrieg. Prost Neu-



Den beiden englischen Offizieren wirbelt die Welt durcheinander.

jahr auch, Ihr Herre, Ihr habt's gut ang'sange!“

Während solaner Gespräche ist der Feldwebel verschwunden, hat ebenfalls „gehandelt“ und den Fernsprecher nach allen Seiten spielen lassen. — Nach einer Viertelstunde sausten im Auto Offiziere und Mannschaften des Armeeflugparks herbei. Nun konnte in aller Form Rechtens die Gefangennahme der fünfklöpfigen Flugzeugbesatzung mit allen wünschenswerten Sicherheiten erfolgen. Nicht ein Notizzettelchen ging verloren, und das stolze Flugzeug mit drei Maschinengewehren, funkelnagelneu über den Kanal nach Frankreich (allerdings zu dem von den Deutschen besetzten Stück) geflogen, ist unser geworden. Nach seinem blau-weiß-roten Abzeichen war es für Frankreich bestimmt. Die englischen

Flieger hatten sich nach ihren Aussagen verflogen und glaubten etwa in der Gegend von Amiens zu sein. Darum gingen sie auch so seelenruhig nieder; die deutschen Uniformen hielten sie für französische. Anfänglich niedergeschlagen, gewannen die Luftlords bei ihrer Vernehmung aber bald wieder das unverfälschte Phlegma und den durch nichts zu erschütternden Hochmut ihrer Klasse. —

Pfarrer Höfflin ließ nun heute doch die Landsjer ohne geistlichen Zuspruch, schwang sich auf seinen Gaul, und abermals mußte er auf dem Ritt wohlgemut singen. Diesmal waren es die letzten Verse der schönen Ballade von Heinrich dem Vogler.

Die heißen:

„Du gabst uns einen guten Fang!  
Herr Gott, wie dir's gefällt.“

## Ein Deutscher.

Einem alten Bericht nacherzählt von L. Haarbed.

Man schrieb das Jahr 1809.

In dem wohlbestellten Pfarrgarten zu Abensberg an der Donau, nicht weit von Ingolstadt, zog der Frühling ein. Unter einem jeden seiner leichten Tritte blühte ein Frühlingsblümchen auf. Nur die Weibchen waren ihm zuvorgekommen, sie säumten dunkelblau die Beete ein, auf denen Tulpen und Schlüsselblumen nur auf den Wink des Frühlings warteten, um ihre Knospenhüllen zu sprengen. Auch der Kirschbaum konnte nicht mehr lange warten, er pläzte beinahe vor Blütenlust. Und darunter stand ein blondes Mägdlein, fast noch ein Kind, das spähte angestrengt hinaus aus dem Garten, die Landstraße entlang, die nach Ingolstadt führte. Sie schüßte mit der Hand ihre großen Blauaugen gegen die untergehende Frühlingssonne, als wenn sie sie nicht ertragen könnte.

Nichts von Frühling! Nichts von Jungsein! Bleiche Bäckchen, ein schmaler, sorgenvoller Mund und eine tiefe Falte an der hohen, lichten Stirne kündeten Sorge und Not.

Er kam immer noch nicht, den sie so sehnlich erwartete, und er hatte sich doch angemeldet, ganz unerwartet. Er wollte am 17. April in Abensberg sein, zwar nur kurz, aber grüßen wollte und konnte er sein Liebchen doch.

Mit einer verzweifelten Bewegung griff das Mägdlein über sich in den knospenschweren Kirschbaum und seufzte tief auf. Wenn sie wenigstens gewußt hätte, warum

er kam! Nur um sein Liebchen zu sehen, reiste damals ein armer Student nicht von Göttingen nach Abensberg! Wenn sie das Warum gewußt hätte! Hoffnungslos ließ sie die Arme sinken und ging langsam hinein in das Pfarrhaus.

Gretchen Blum, die Tochter des Pfarrers von Abensberg, war ganz in der Stille verlobt mit dem Theologiestudenten Friedrich Stabs, der sein rätselhaftes Kommen angezeigt hatte.

Gretchen hatte früh ihre Mutter verloren, und Tante Berta führte recht und schlecht das Regiment im Hause, dem sich Pfarrer Blum sowohl, wie sein Töchterlein aus guten Gründen widerspruchslos unterordneten. Es waren wegen der Kriegsunruhen aufregende Tage für alle Einwohner von Abensberg, aber Tante Berta regte sich nicht auf. Sie hatte keine Zeit dazu. Der Garten hatte müssen bestellt werden, die Kuh im Stall hatte gekalbt, sie stand mit der Magd in der Waschküche und bauchte die selbstgesponnene und gewebte Leinwand des Winters, die nun in der Frühlingssonne gebleicht werden sollte. Hatte sie etwa Zeit, sich um die Oesterreicher und Franzosen zu kümmern, die sich bei Donauwörth wieder einmal schlagen wollten? Hatte sie Zeit, sich um einen angekündigten Besuch zu sorgen? Wenn er kam, dann kam er, wenn nicht, war es auch nicht zu ändern. Oder hätte sie etwa mit dem jungen Ding flennen sollen, weil „er“ nicht zur angekündigten Stunde kam? War denn das ein Wunder, wenn die

ganze Gegend voll Soldaten lag und jeden Augenblick die Schlacht losgehen konnte? Nein, auch dazu hatte sie keine Zeit! Kein Mensch konnte ihr das zumuten, besonders weil sie ja überhaupt gegen jede Liebenschaft, ganz besonders aber gegen diese war, denn das Mädel war mit seinen achtzehen Jahren noch viel zu jung für solche Dummheiten. Es war deshalb kein Wunder, daß Gretchen an der Waschküche vorbeiging und die Studierstube des Vaters betrat.

„Immer noch nicht da?“ fragte Pfarrer Blum lächelnd und nahm das bleiche Gesichtlein zwischen seine beiden Hände. „Das ist es eigentlich nicht, Vater“, antwortete Gretchen und setzte sich müde auf einen Stuhl.

„Ja, was ist es denn, Kind?“ fragte der Vater.

„Ich zerbreche mir den Kopf, warum er wohl kommt, und was er vorhat“, flüsterte Gretchen.

„Das wird er dir sagen, wenn er kommt“, beruhigte Pfarrer Blum. „Daß er sich verspätet, liebes Kind, darf dich nicht bekümmern; denke doch daran, hier stehen die Franzosen, da die Oesterreicher, jeden Augenblick kann die Schlacht beginnen, da sind alle Straßen gesperrt, er kommt nicht durch! Und warum er kommt? Ja, ich kann mir nichts anderes denken, als daß er eben in das österreichische Heer eintreten will, um gegen Napoleon zu kämpfen, wie es eines deutschen Jünglings Pflicht und Schuldigkeit ist.“

„Gott gebe es“, antwortete Gretchen und faltete kindlich die Hände. Ach, wenn das Geheimnis nicht gewesen wäre! Das fürchtbare Geheimnis, das Stabs ihr anvertraut hatte, und das sie keinem Menschen, auch dem Vater nicht, anvertrauen durfte! Ihr Liebster gehörte dem Tugendbund an, jener geheimen Verbindung von Studenten aus den Burschenschaften der meisten deutschen Universitäten, deren Zweck und Ziel die Befreiung Deutschlands von dem verhassten kossischen Unterdrücker war. Gut und Blut, Leben und Liebe war jeder bereit zu opfern um des Vaterlandes willen.

Ehe der Vater das Gespräch fortsetzen

konnte, horchten die beiden auf. Eilige Tritte knirschten auf dem Gartenweg, und dann tönte es jubelnd durch das Haus: „Gretchen! Gretchen!“ Das junge Mädchen schoß in die Höhe, riß die Türe auf und lag in den Armen Friedrich Stabs, strahlend, mit roten Backen und lachendem Mund. Alle Sorge und alle Not war geschwunden, der Frühling war bei Gret-



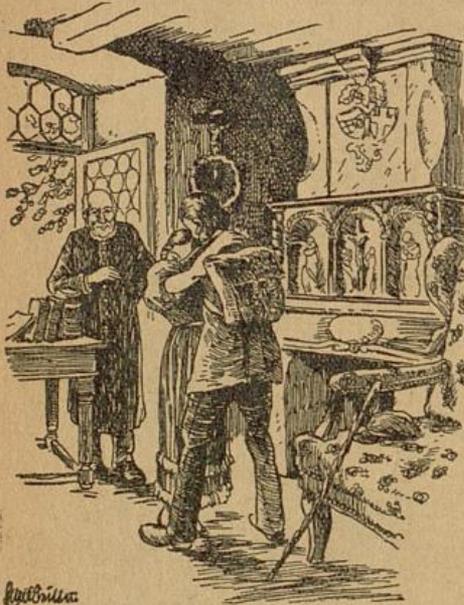
Er kam immer noch nicht, den sie so sehnsüchtig erwartete.

chen Blum eingekehrt. Der Pfarrer stand im Hintergrund und lächelte still.

„Gretchen, deck' den Tisch und trag' auf!“ tönte es von der Waschküche her; aber die beiden jungen Menschen hatten kein Ohr für diese Prosa, fühlten sicherlich auch nicht das Bedürfnis zu essen. Pfarrer Blum ging leise hinaus, machte die Türe zu und deckte umständlich den Tisch in der andern Stube. Das Auftragen überließ er Tante Berta. Die hatte aber keine Zeit.

Als die Familie endlich nach zwei Stunden beim Abendbrot saß, ging es merkwürdig nüchtern und ernst zu wie immer, wenn Tante Bertas graue, kalte Augen das Gebiet beherrschten. Der Pfarrer weidete sich heimlich am Anblick der beiden jungen

Menschenkinder. Sein Töchterlein, mädchenhaft lieblich und glücklich, wie es die Bräute jener Zeit waren, und er, mit seinen wallenden braunen Locken, bildschön, und heute merkwürdig ernst und in sich ab-



Karl Müller

Das junge Mädchen schob in die Höhe, riß die Türe auf und lag in den Armen Friedrich Stabs.

geschlossen. Die schwere Zeit, die Not des Vaterlandes hatte ihn über seine zwanzig Jahre hinaus gereift.

„Was habt Ihr nun vor, Herr Schwiegerjohn?“ fragte der Pfarrer, als er mit den beiden wieder in seiner Studierstube saß, in der er sich allein behaglich fühlte. Selten verloren sich Tante Bertas Schritte hierhin. Sie hatte keine Zeit dazu.

„Was ich vorhabe, das kann ich so genau nicht sagen, wertester Herr Schwiegervater“, antwortete Stabs, „denn es hängt von einer Zusammenkunft ab, die heute nacht stattfinden soll. Sie hätte auch in Ingolstadt sein können, aber ich stimmte aus guten Gründen für Abensberg.“ Ein verliebter Blick blitzte hinüber zu Gretchen, dessen Gesichtlein wieder ernst und bleich geworden war.

„Warum nehmt Ihr eigentlich kein Gewehr in die Hand? Warum tretet Ihr nicht wie tausend andere ein in den Kampf um des Vaterlandes Freiheit? Wäre ich

nur zehn Jahre jünger, ich stünde in der vordersten Reihe!“ rief der Pfarrer.

„Ihr sprecht mir aus dem Herzen, wertester Herr Schwiegervater!“ rief der junge Mann aufspringend. „Wollte Gott, ich könnte Euern Wunsch erfüllen! Aber ich habe keinen Glauben daran! Wir opfern unser Volk, der Korse aber ist unbesiegbar! Ist nicht unser Vaterland zertrümmert? Auseinandergerissen? Besetzt von Franzosen? Liegt dem Räuber nicht ganz Europa zu Füßen? Italien und Holland sind beherrscht von seinen Kreaturen, in Spanien wütet der Vernichtungskampf, Portugal ist in seinem Besitz! Schweden und die Schweiz erfüllen mit Zittern slavisch jeden seiner Wünsche! Und Oesterreich? Gewiß, es sammelt jetzt seine letzten Kräfte, aber ein Tor ist, wer an seinen Sieg glaubt! Napoleon wird auch Oesterreich zertreten, wie er Deutschland zertreten hat!“

„Ja“, gab der Pfarrer traurig zurück, „wenn hier Gott nicht hilft, dann sind wir verloren!“

„Nein!“ rief Stabs wieder laut und faßte Gretchens Hand, „wer sich selbst hilft, dem hilft Gott!“

Gretchen fuhr erschreckt zusammen. „Was hast du vor, Fritz?“ fragte sie und brach in Tränen aus.

„Sei tapfer, mein Lieb“, bat Stabs, „ich verspreche dir, daß ich alles für Deutschland und nichts gegen die Ehre tun werde!“

Ein Pfiff auf der Straße, ein ganz bestimmter Pfiff! Noch einer!

„Ich muß gehen, ich muß!“ rief der junge Mann, umarmte seine Braut, schüttelte dem Schwiegervater die Hand und war verschwunden.

Eine Stunde später ertönte der Lützowsche Marsch. Die Oesterreicher, an der Spitze Erzherzog Karl, zogen durch Abensberg, dem Feind entgegen. Und dann war Krieg und Kriegsgeschrei! Die Franzosen rückten gegen die Oesterreicher vor, gegen alles Erwarten sollte es bei Abensberg zum Treffen kommen. Aber Erzherzog Karl zog sich nach kurzem Gefecht zurück. Es waren hange Stunden. Selbst Tante Berta hatte ihre kostbare Leinwand im

Stich gelassen und überlegt, was man mitnehmen würde auf die Flucht, während Gretchen und ihr Vater sich mehr um Stabs als um sich selbst sorgten.

Das drohende Wetter schien gnädig vorüberzugehen, alles atmete auf. Man lachte sogar über einen Trupp scheinbar betrunkenen Studenten, die in einem Bierlokal verschwanden. Ganz anders als sie hineingegangen, verließen sie das Haus. Waren das dieselben jungen Leute? Um Mitternacht traten sie auf die Straße, schweigend und ernst. Stumm reichten sie sich die Hände, als sie sich trennten. Kein Wort, keine Silbe, nur ein ernstes, tiefes Sich-in-die-Augen-schauen.

Am 19. April erschien Napoleon selbst auf der Höhe von Abensberg, um seinen Generälen die durch den Rückzug des Feindes veränderte Lage selbst zu erklären.

Mitten in seiner Rede krachte plötzlich ein Schuß, und sein Hut wurde ihm vom Kopfe gerissen. Als man ihm den Hut wieder reichte, schweig er einen Augenblick, zeigte dann mit dem Finger auf das Loch, das die Kugel geschlagen, und sagte lächelnd zu seinem Generalstabschef: „Drei Zoll tiefer, Berthier, und dieser Feldzug wäre zu Ende gewesen.“

Was getan werden konnte, um den Täter aufzuspüren, das wurde getan. Aber sie fanden ihn nicht. Es war, als wenn der Erdboden ihn verschluckt hätte.

Aber Abensberg mußte für diese Tat büßen. Es schwirrten unklare und unsichere Gerüchte von einer Verschwörung gegen Napoleons Leben, von einer geheimen Studentenverbindung, die den Täter durch das Los bestimmt hatte. Darum wurde fürchtbare Rache geübt. Nach wenigen Stunden stand das ganze Städtchen in Flammen, und die Einwohner flohen nach allen Himmelsgegenden.

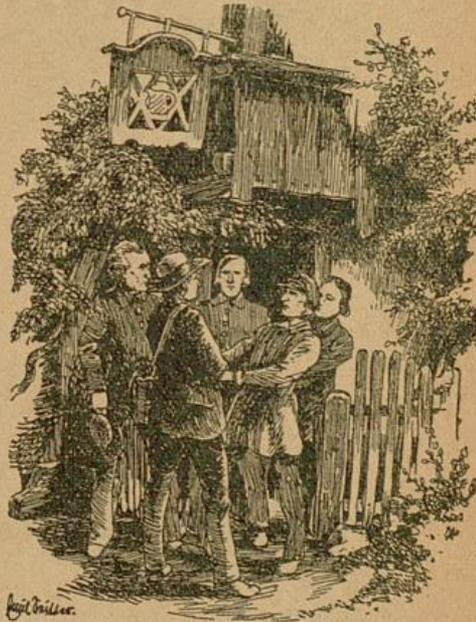
Es kam, wie Friedrich Stabs gesagt, die Oesterreicher wurden geschlagen, und am 13. Mai hielt Napoleon seinen feierlichen Einzug in Wien. Aber Erzherzog Karl ergab sich noch nicht. Er kämpfte einen Heldenkampf, kämpfte mit Verlust, und erst die Schlacht bei Wagram am 5. und 6. Juli warf Oesterreich völlig darnieder.

Im kaiserlichen Schloß zu Wien hatte Napoleon sein Quartier aufgeschlagen. Hier wurden auch die Friedensverhandlungen mit Oesterreich gepflogen. Der österreichische Gesandte, Graf Bubna, stieg eines Tages mit dem Korzen die breite Schloßtreppe hinunter, um im Schloßhof eine Parade abzunehmen, zu der sich viele Zuschauer herandrängten.

Plötzlich löste sich ein junger Mensch aus der Menge. Einer von Napoleons Generälen glaubte in dessen Hand einen Gegenstand blitzen zu sehen. Er stürzte auf ihn zu und entrang seiner Hand einen Dolch.

„Was gibt es denn hier?“ fragte Napoleon, aufmerksam werdend.

„Dieser Mensch wollte Ew. Majestät ermorden!“ rief der General. Napoleon



Geilweiler.

Stumm reichten sie sich die Hände, als sie sich trennten.

zuckte mit der Achsel und fragte: „Wer ist es denn? Wie heißt er?“

Es folgte eine lange Pause, dann stand der junge Mann stramm und rief laut: „Ich heiße Friedrich Stabs!“

Eine Stunde später sah Napoleon wieder in seiner Arbeitsstube. Er las einige Briefe und sonstige Papiere, die bei Stabs

gefunden worden waren. Er hatte seinen Leibarzt rufen lassen, der bestürzt eintrat. „Diesmal kommt Ihr nicht meinetwegen, Doktor!“ rief Napoleon ihm lachend



Plötzlich krachte ein Schuß, und sein Hut wurde ihm vom Kopfe gerissen

entgegen, „Ihr sollt meinen Mörder untersuchen!“

„Euren Mörder?“ fragte der Arzt verständnislos.

„Nach dem, was ich hier gelesen, habe ich Interesse für den jungen Menschen“, antwortete der Korse.

„Für Euern Mörder, Sire?“ wiederholte der Arzt.

„Ich glaube, Doktor, dieser Friedrich Stabs ist ein ganzer Kerl. Heiße Vaterlandsliebe, Mut, Ausdauer und Beharrlichkeit schätze ich auch an meinem Feinde. Außerdem ist er ein guter Sohn und bis über die Ohren verliebt. Alles interessante Dinge! Mir kam aber der Gedanke, ob der Mensch überhaupt normal, ob seine Tat nicht krankhafter Phantasterei entsprungen ist. Das sollt Ihr feststellen, Doktor.“

Napoleon klingelte, und nach wenigen Minuten wurde Stabs vorgeführt, ohne Fesseln, nur bewacht von zwei Soldaten. Mit einer Kopfbewegung entließ Napoleon die Wachen.

Stabs stand aufrecht, die blickenden Augen fest auf Napoleon gerichtet. Dieser betrachtete ihn genau ebenso eine geraume Weile.

Die Spannung wuchs.

„Sprechet Ihr französisch?“ fragte Napoleon endlich.

„Ein wenig“, lautete die Antwort.

„Wünschet Ihr einen Dolmetscher?“

„Ich ziehe vor, direkt zu antworten.“

„Gut! Ihr heißt Friedrich Stabs! — Woher kommt Ihr?“

„Ich habe in Göttingen studiert.“

„Seit wann seid Ihr in Wien?“

„Seit zwei Tagen.“

„Mit welcher Absicht seid Ihr hierher gekommen?“

„Ich kam in der Absicht, Euch umzubringen!“

Es entstand eine Pause, während welcher sich die beiden Gegner wieder mit den Augen maßen.

„Ihr wolltet mich umbringen“, fuhr Napoleon fort; „was habe ich Euch denn getan?“

„Ihr zerstört und unterdrückt mein Vaterland!“

„Euer Vaterland hat sich gegen mich empört. Ich habe es besiegt, es trägt das Los eines besiegten Volkes. Junger Mann, Ihr habt Euch durch religiösen Fanatismus leiten lassen!“

„Nein, durch nationale Begeisterung!“

„Habt Ihr Mitschuldige?“

„Nein!“

„Gehört Ihr einer geheimen Verbindung an?“

„Ich habe schon gesagt, daß ich keine Mitschuldigen habe.“

„Man hat neben den Briefen das Bild eines jungen Mädchens bei Euch gefunden. Wer ist das Frauenzimmer?“

„Was liegt Euch daran?“

„Ich wünsche zu wissen, wer es ist!“

„Es ist meine Braut, die Tochter des evangelischen Pfarrers von Abensberg.“

„Abensberg?“ Napoleon befaß sich.

„Es ist das friedliche Städtchen an der Donau, das die Franzosen vor etwa sechs Monaten in Brand steckten.“

Es war, als wenn Napoleon etwas Unangenehmes abschüttelte. Dann fuhr er

in völlig verändertem Tone fort: „Wie? Das verstehe ich nicht. Aus Euren Briefen geht hervor, daß Ihr einen Vater und eine Mutter habt, die Ihr liebt, und eine Braut, die Eurem Herzen am nächsten steht. Das werft Ihr alles hinter Euch und werdet zum gemeinen Mörder?“

„Nicht zum gemeinen!“ schrie Stabs auf. „Das zerstörte, schandbar mißhandelte Vaterland hat die ersten Rechte an seine Söhne. Des Vaterlandes Stimme ist heiliger und stärker als die des Blutes und der Liebe!“

„Hofftet Ihr nach der Tat zu entkommen?“

„Darüber habe ich nicht nachgedacht.“

Napoleons Gesicht wurde milder. „Wenn ich Euch nun begnadigte, wenn ich Euch das Leben schenkte, was würdet Ihr tun?“

„Da Ihr Deutschlands Untergang wollt, würde ich eine andere Gelegenheit abwarten, meine Tat auszuführen.“

Der Korsen zuckte mit der Achsel, stand auf und verließ die Stube mit den Worten: „Doktor, versucht Euer Heil.“

Der Arzt untersuchte Stabs, sprach mit ihm über die höchsten und niedrigsten Dinge, beobachtete ihn und versuchte alles. Er konnte Napoleon aber nichts anderes melden, als daß der junge Mensch völlig normal sei. „Er ist aber einer aus der Familie Scävola“, fügte er hinzu.

Noch einmal wurde Stabs dem Korsen gegenübergestellt.

„Macht Euch klar“, donnerte ihn Napoleon an, „daß das Kriegsgericht Euch verurteilen wird. In drei Tagen ist es aus mit Euch!“

„Ich bin bereit zu sterben, ich war darauf gefaßt“, antwortete Friedrich Stabs mit der alten, stolzen Kopfhaltung.

„Wenn Ihr mir versprecht, zu Eurem Vater, zu Eurer Mutter und zu Eurer Braut zurückzukehren und still zu leben, dann begnadige ich Euch.“

„Das Versprechen kann ich Euch nicht geben, denn ich kann und darf es nicht halten.“

„Na, vielleicht besinnt Ihr Euch noch, wenn es ans Sterben geht.“ Damit schrie Napoleon einige Worte auf ein Blatt Papier, faltete es zusammen, über-

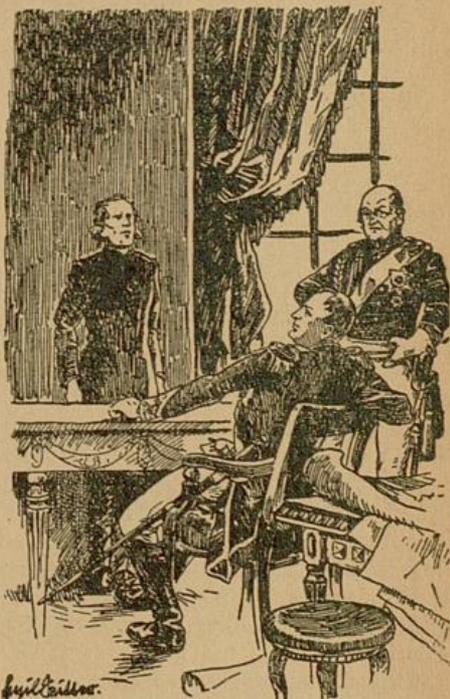
gab es Stabs und sagte: „Wenn Ihr vor das Kriegsgericht geführt werdet, dann zeigt dem Präsidenten der Militärkommission dieses Schreiben.“

Stabs nahm das Schriftstück, ohne es zu lesen, und steckte es in die Rocktasche.

Erst in seiner Zelle las er die Worte: „Ich begnadige Friedrich Stabs. Napoleon.“ — —

Alles ging seinen Gang. Stabs stand vor dem Kriegsgericht und wurde zum Tode verurteilt. Als man ihn nach Wünschen fragte, bat er, den Offizier, der bei seiner Hinrichtung das französische Peloton kommandierte, vorher sprechen zu dürfen. Außerdem bat er, allein gelassen und eine Stunde vor der Hinrichtung geweckt zu werden. Man erfüllte diese bescheidenen Wünsche.

Lange lag Stabs in seiner Zelle auf den Anien, dann schlief er ruhig und tief



Kyill-Kallow.

„Sprecht Ihr französisch?“ fragte Napoleon endlich.

acht Stunden lang. Als der Wärter ihn weckte, hielt er Gretchens Bild in der rechten Hand.

Der junge Mensch war merkwürdig

ruhig. Er zog sich sorgfältig an, trank langsam eine Tasse Milch, und als der französische Offizier eintrat, begrüßte er ihn fast herzlich.

„Ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid, ich möchte Euch um eine letzte Freundschaft bitten.“

„Gern“, gab der Offizier zurück, „wenn es sich mit meiner Dienstpflicht verträgt.“



Kurze Zeit darauf saß auf dem stillen Gottesacker zu Heubach ein blondes Mädchen und weinte bitterlich.

„Ich bitte den Menschen, nicht den Soldaten“, gab Stabs zurück.

„Bitte“, antwortete der Offizier, und Stabs fuhr fort: „Ich hinterlasse eine Braut, ihr Bild soll auf meinem Herzen ruhen, wenn ich sterbe . . .“

„Wollt Ihr mit dem Bild begraben sein?“ fiel ihm der Offizier ins Wort.

„Nein“, antwortete der Verurteilte leise, „ich bitte, daß Ihr das Bild und den Brief in meiner Tasche an meine Braut schickt, die Adresse steht auf der Rückseite des Bildes.“

„Eure Braut wohnt in Bayern, wie ich hörte?“ fragte der Franzose.

„Nein, ihre Heimat ist abgebrannt, sie wohnt jetzt mit ihrem alten Vater in Heubach in Baden.“

„Gut, ich werde alles genau besorgen“, versprach der Offizier, „ist das alles?“

„Ihr werdet in meiner Tasche auch einen Brief an meine Eltern finden. Ich konnte mich von diesen Sachen nicht trennen, ich möchte sie bis zuletzt bei mir behalten.“

„Und noch etwas“, fing Stabs nach einiger Zeit wieder an. „Ihr werdet in meinen Beinkleidern eine Börse mit vier Louisdors und ein amtliches Schriftstück finden. Ich bitte, das Geld unter die Mannschaft, die schießt, zu verteilen, und das Papier einem der Herren Offiziere zu übergeben, die mich zum Tode verurteilt haben.“

„Auch dieser Wunsch soll erfüllt werden“, sagte der Offizier, drückte dem Verurteilten bewegt die Hand und entfernte sich.

Eine halbe Stunde später stand Friedrich Stabs auf der Richtstätte, bleich, aber ruhig und gefaßt. Als er den bekannten französischen Offizier erblickte, lächelte er ihm grüßend zu.

Ohne ein weiteres Wort stellte er sich aufrecht vor den Pfahl. Ein Stabsoffizier sprengte auf einem prächtigen Roß heran und bot ihm einen guten Morgen. „Ihr könnt jetzt noch um Begnadigung bei Marschall Berthier nachsuchen. Es wird der Bitte unverzüglich entsprochen werden.“

„Ich danke, ich werde den Herrn Marschall nicht bemühen“, antwortete Stabs und schüttelte seine Locken.

In demselben Augenblick rollte ein Kanonendonner nach dem andern über Wien dahin. Der Verurteilte horchte auf und fragte: „Was ist das?“

„Die Kanonen verkünden, daß diese Nacht der Friede unterzeichnet worden ist“, erklärte der Oberst.

„Ist — — ist das wirklich möglich? — — der Friede?“ rief Stabs.

„Ja, ganz gewiß“, lautete die Antwort. „Gott sei's gedankt!“ rief der Todgeweihte strahlend vor Freude aus.

„Ändert diese Nachricht vielleicht etwas an Eurem Entschlusse?“ fragte der Oberst, „Ihr habt die Entscheidung jetzt noch in Eurer Hand.“

Stabs Gesicht wurde wieder ernst. „Nein, Herr Oberst“, antwortete er wieder

mit der eigentümlich stolzen Haltung seines schönen Kopfes, „Friede für Deutschland gibt es erst, wenn . . .“ er brach plötzlich ab, dankte dem Oberst und stellte sich hoch aufgerichtet vor den Pfahl.

Man verband ihm die Augen, und unter dem Dröhnen der Friedenskanonen krachten acht Schüsse. Stabs sank lautlos zu Boden.

Als der französische Offizier, wie er versprochen hatte, den Leichnam durchsuchte, fand er auf Stabs Brust Gretchens Bild an einer blonden Haarkette hängen, wie

man sie zu jener Zeit anfertigte. Auch die Briefe und die Börse, alles nahm er an sich und erfüllte gewissenhaft die letzten Wünsche des jungen Deutschen. Zuletzt kam ihm das Schriftstück mit der Begnadigung Napoleons in die Hand. Darunter hatte Friedrich Stabs groß und deutlich geschrieben: „Ein deutscher Mann nimmt von dem Tyrannen Deutschlands keine Gnade an!“

Kurze Zeit darauf saß auf dem stillen Gottesacker zu Heubach im Badischen ein blondes Mägdlein und weinte bitterlich.

## Der Geburtsbaum.

Erzählung von Hans Gäßgen.

Als dem Wiesenbauer der Sohn geboren ward, pflanzte er, nach alter Väterfittte, einen Apfelbaum.

Der Baum schlug Wurzeln und gedieh, und auch der junge Wiesenbauer wuchs heran, ein kräftiger Kerl, der es mit allen im Dorfe aufnahm.

Michael hieß er, und die Mädchen schauten nach ihm, denn seine Augen funkelten, klar wie Sterne in Winternächten und er hatte einen harten, echten Bauernschädel.

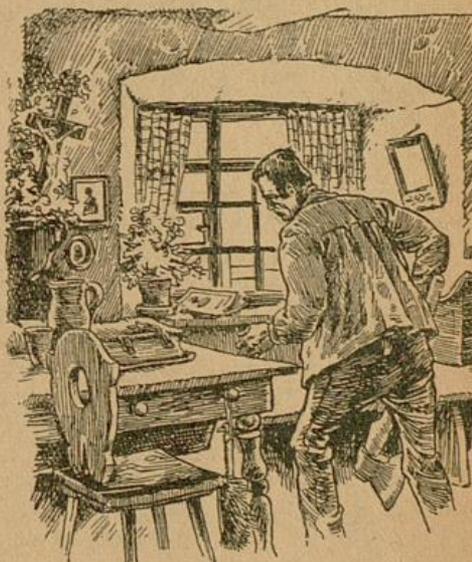
Das merkte der Vater bald, und da auch sein Kopf dem des Sohnes an Härte nicht nachstand, so konnte es nicht ausbleiben, daß die beiden oft hart aneinander gerieten. Wollte der Vater zum Säen hinausfahren, dann schien es dem Michael zu windig, der Same werde verweht, man solle lieber noch ein paar Tage zusehen. Da schwoll die Forniader auf der Stirn des Wiesenbauern, und er mußte an sich halten, daß er dem Sohn, der ihn um Haupteslänge überragte, nicht eine runterhieb.

Einmal aber geschah es, daß die Wut den Alten übermannte, und er schlug den Michael mitten ins Gesicht.

Der Bub sagte kein Wort, ging auf die Kammer, packte seine Sachen zusammen und schritt zum Hof hinaus.

In der Rechten trug er einen Wanderstock, in der Linken einen schwarzen Kasten, in dem die Geige ruhte, auf der er abends gern spielte.

Das war auch so eine Angewohnheit, die der Vater nicht leiden konnte, das Geigenspielen, und oft hatte er's dem Bub untersagt, aber immer wieder klang von



Da aber fiel sein Blick auf die alte Bibel, die auf dem Tisch lag.

droben, der Kammer her, irgendein Volkslied verträumt in den Abend.

Ein Bauer, der geigte, hatte man das jemals gehört?

Das taten die Bettelmusikanten, die zur Kirchweih aufspielten und von Dorf zu

Dorf zogen mit ein paar Pfennigen im Beutel und oft hungernd und frierend.

Nun, zu denen konnte er ja jetzt gehen, der mißratene Herr Sohn, der da stolz in die Weite schritt, erhobenen Hauptes, als ginge er einem großen Glück entgegen . . .

Der Bauer schlug das Fenster zu, und dann stürzte er auf, griff zur Art und



Er griff nach der Hand des Pfarrers und hielt sie fest.

wollte hinaus in den Garten, den Geburtsbaum umzuschlagen, wie das der Brauch war im Dorf, wenn einem der Sohn mißriet.

Da aber fiel sein Blick auf die alte Bibel, die auf dem Tisch lag, und er mußte in ihr lesen, ob er wollte oder nicht.

Als er das mächtige Buch zur Seite legte, war er stiller geworden, und den Baum zu fällen, das vergaß er ganz und gar.

Er nahm sich einen Knecht, und als es mit dem nicht gut tat, gab er den Hof dem Schwestersohn und setzte sich aufs Altenteil.

Vom Michael hörte er nichts, er war verschollen.

Jahrelang hoffte der Bauer, er käme zurück, dann wurde das Hoffnungslicht, das in seinem Herzen brannte, immer kleiner, und eines Tages erlosch es.

Der Geburtsbaum wuchs herrlich und in Freuden.

Ihn hatte sich der alte Wiesenbauer als eigen behalten, von den Aepfeln aß er,

und was er nicht selbst essen konnte, das verschenkte er an Bettler und fahrende Musikanten, die in den Hof kamen.

Vielleicht tut's ein anderer dem Michael auch, dachte er zuweilen bei sich; dann aber setzte er sich wieder hinter die Bibel, denn er hatte sich vorgenommen, sie ganz zu lesen, ehe er sterben mußte.

Wieder einmal war es Winter geworden.

Der Schnee krachte draußen, schreiend flogen die Raben.

Im kleinen Ofen des Altenteilstüchens zischten die Bratäpfel.

Am Tisch saß der Bauer und las.

Es klopfte.

Herein trat der Pfarrer: „Grüß dich Gott, Wiesenbauer, wie geht's, wie steht's?“

„Einsam, wie immer, Herr Pfarrer“, lautete die Antwort.

Und dann saßen die beiden Männer zusammen und redeten von den Dingen der Welt und des Dorfes, und auf einmal meinte der Geistliche: „Rundfunk solltet Ihr haben in Eurer Stuben, Bauer, da habt Ihr die ganze Welt bei Euch und seid nimmer einsam, schöne Musik gibt's alle Tage und vieles sonst, was jeden erfreut.“

„Ich mach mir aber nichts aus dem modernen Zeug, Herr Pfarrer.“

„Nun hör't's Euch mal bei mir im Pfarrhaus an, Ihr werdet's nicht bereuen“, sagte der Geistliche.

Und wirklich schritt nach einer Weile der Wiesenbauer hinüber zum Pfarrhaus, weil ihn der Pfarrer gar so schön drum gebeten hatte.

Erst redete einer, dann aber hieß es plötzlich: „Sie hören jetzt die Kantate „Das Dorf“ von Michael Volksweis.“

Da sah der Bauer den Pfarrer groß an und sagte: „Der heißt ja gerade wie mein Bub, wie mein weggelaufener Bub, Herr Pfarrer?“

Da aber begann die Musik, schlicht und schön, und das ganze Dorf war in ihr, der Bach, die Wiesen, die Wälder und Felder. Die Lerchen sangen, die Glocken klangen, es war eine Musik, einem Bauernherzen entsprossen, so klar, so rein, daß dem alten Wiesenbauer das Wasser aus den Augen schöß.

Er griff nach der Hand des Pfarrers und hielt sie ganz fest.

Und als die Musik zu Ende war, da schrieb er mit seiner zittrigen Schrift einen Brief an den berühmt gewordenen Sohn in der Stadt und lud ihn ein ins Dorf. Und darunter setzte er die Worte: Dein alter Vater, der Dich nicht vergessen hat . .

Am heiligen Abend kam der Michael.

Eine Frau war bei ihm, eine junge, schlichte Frau, deren Eltern vom Lande stammten.

Der Alte wußte nichts zu sagen, er strich dem Bub nur immer wieder über die Wange und meinte endlich: „Hat's weh getan, damals?“

„Gut getan hat's, Vater, denn ohne den Badenstreich wäre ich nicht geworden, was ich heute bin.“

Und dann saßen sie beim Weihnachtsmahl, nicht im Altenteil-Stübchen, o nein, der Schwesterjohn hatte sich's nicht nehmen lassen, vorn in der Bauernstube den Tisch zu decken.

Eine kleine Tanne brannte.

Als aber die Mahlzeit beendet war und die Schüsseln und Teller hinausgetragen waren, da raffte der Alte das Tisch Tuch zusammen und schritt, indes ihm die anderen in feierlichem Zuge folgten, hinaus in den Garten.

Um den Geburtsbaum des Sohnes streute er, nach altem Brauch, die Reste des Mahles, damit auch er wisse, es ist Weihnacht heute und der Sohn, dessen Namen der Baum trägt, ist heimgekehrt zum Vater, zum Dorfe, zu Wiesen, Wäldern und Feldern . . .

## Der Fretchdachs.

Von Paul Bliz.

Der Komiker des Landestheaters feierte sein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum.

Seit Jahren spielte er alle großen komischen Rollen, hatte stets eine gute Presse und ein sehr beifallfrohes Publikum.

Nun also jubilierte der langsam alternde Künstler, und da war es ja selbstverständlich, daß seine Verehrer ihm ein Festmahl gaben.

Es wurde auch ein antogender und fröhlicher Abend, und in der kleinen Tafelrunde herrschte eine behagliche Stimmung.

Mit fröhlicher Würde nahm der Jubilar alle ihn feiernden Reden hin, und mit stillem Behagen sah er auf die Vergangenheit zurück, in der er oft genug hatte kämpfen müssen. Jetzt nun aber fühlte er sich geborgen, denn heute hatte ihm die Regierung eine Alterspension bewilligt.

Als alle Redner sich gründlich ausgesprochen hatten, erhob auch der Gefeierte sich, dankte und versprach, daß er nach Kräften noch viele frohe Stunden von der Bühne herab spenden wolle. Und wie er nun so flott im Reden war, kam ihm urplötzlich noch eine neue Idee, die den guten Abschluß geben sollte. Mit lächelnder Ruhe

sagte er: „Ja, liebe Festgenossen, und jetzt möchte ich Ihnen noch etwas erzählen, was Ihnen allen sicherlich neu sein dürfte.“



Aber auch ein anderer las es noch.

Gespannt horchten alle auf. Und lebhaft sprach er weiter: „Als ich vor Jahren die Ehre hatte, hierhergerufen zu werden, war ich Ihnen allen ein Unbekannter; von meinem Werdegang — so glaubte ich wenigstens — wußte niemand etwas; jetzt

möchte ich Ihnen doch erzählen, wie und wo ich einmal angefangen habe.“

Ein interessiertes „Ah!“ klang durch den Raum.

„Ich war nämlich auf Wunsch meines Vaters, der vom Theater nichts, aber auch gar nichts wissen wollte, für den Friseurberuf bestimmt worden.“

Wieder ein allseitiges fröhliches „Ah!“

„Zawohl, Friseur mußte ich werden, da half nun gar kein Gejammer. Also wurde ich eben Friseur. Nun, machen wir es kurz. Ein Vierteljahr hielt ich aus. Aber als ich einmal beim Haarschneiden einem jungen Mann das halbe Ohr wegschnitt, da war es mit meiner, aber auch mit der Geduld meines Lehrherrn zu Ende, ich bekam (wie man bei uns sagte) einen Tritt und war draußen.“

Schallendes Gelächter brach los.

„Dann rannte ich heimlich zum Theater, zog von einer Schmiere zur anderen, bis ich endlich nach und nach festen Fuß gefaßt und mir einen Namen erworben hatte. Das Glück war mir hold, sonst hätte ich ja eben nicht den Vorzug, heute hier bei Ihnen jubilieren zu dürfen!“

Als er geendet hatte, brach tosender Jubel los. Und nun erst begann die frohe Laune der Gäste sich ganz auszutoben.

Am Nachmittage des anderen Tages stand diese Neuigkeit natürlich in den Zeitungen der Stadt, und jeder Bürger las nun dies Geständnis seines Lieblings mit Behagen.

Aber auch ein anderer las es noch.

Einen Tag später bekam der Jubilar einen recht sonderbaren Besuch.

„Sie wünschen?“ fragte erstaunt der Künstler.

„Ich bin derjenige Mann!“ Grinsend, breit und dreist stand der alte Kerl da.

„Welcher Mann denn?“

„Dem Sie damals das halbe Ohr weggesäbelt haben!“ Frech stierte er den alten Herrn an.

Der aber blickte wie entgeistert drein, faßte sich an die Stirn und dann sank er mit dröhnendem Lachen in seinen Sessel.

Und nun rief der Fremde dummdreist: „Ja, Männchen, kennen Sie mich denn gar nicht wieder?“

Da erhob sich der Künstler ernst und würdevoll und sah sich erst mal das Ohr an, dann lächelte er überlegen und sagte ruhig: „Natürlich irren Sie sich! Mein Patient von damals verlor das rechte Ohr!“ — Fest behielt er den frechen Kerl im Auge.

Der wurde jetzt etwas verlegen und schwieg zuerst, sprach dann aber mit neuem Anlauf: „Besinnen Sie sich doch nur, es war das linke!“

Jetzt lächelte der alte Komödiant etwas eigentümlich und fragte jovial: „Also wie hoch bemessen Sie den Schädenerjak denn nun eigentlich?“

Da lächelte auch der andere, beinahe schon verständnisinnig und dann sagte er devot: „Das darf ich wohl Ihrer Güte überlassen.“

Der Künstler zog seine Brieftasche, langte einen Schein heraus und sprach jetzt sehr ernst: „Ein für allemal! Wir verstehen uns ja wohl, nicht wahr?“

Der Alte nickte dankend und verschwand schleunigst.

Als der Künstler allein war, lächelte er resigniert und er dachte: So ein Frech-



Der aber blickte wie entgeistert drein.

dachs! Und ich muß schweigen — hilft nichts, ich muß!

Denn die Geschichte von dem abgeschnittenen Ohr hatte er ja doch nur erfunden, um sich bei seinen Verehrern interessant zu machen . . .



**Kauf  
ab Fabrik**  
bezw.  
Spezialversandgeschäft  
**verbilligt!**

R.M. 5,75

**Über  
1 Million  
Musikfreunde**  
nützen die selten günstige Kaufgelegenheit. **Ca. 30000  
Dankschreiben**  
bestätigen unsere niedrigen Preise und die dafür gebotene gute Qualität.

R.M. 8,75

**Versand  
direkt an  
Private.**  
Jedes Instrument 8  
Tage zur Probe!  
Günstige  
Ratenzahlungen!

R.M. 4,25



R.M. 16,50



R.M. 130,-

Grosse Spezial-  
Werkstätten für  
Chromatische-u. Klub-  
\* harmonikas \*

Fordern Sie bei Interesse für  
Chrom. Harmonikas Liste, E.  
25 cm Platten R.M. 1,25  
Verzeichnis gratis.

R.Mk. 6,85

Aufträge von  
RM 10,- an portofrei.  
Umtausch bei Nichtgefallen.

Eingesehene Preise sind niedrigste  
Verkaufspreise jeder In-  
strumentengruppe.

R.M. 13,-

R.M. 2,50

R.M. 7,40

Verlangen Sie sofort unseren Hauptkatalog! Zusendung kostenfrei!

Grösstes Musikinstrumentenversandgeschäft Deutschlands /

**Meinel & Herold, Klingenthal i. Sa. No. 635**

Musikinstrumente-, Sprechapparate- u. Harmonikafabrik //



Arbeiten Sie stets nur mit

# Eberhardt - Pflügen

denn sie sind weltbekannt!

**Auswahl aus unserem Fertigungs-Programm:**

|                                                                                                                                                                                                                                                    |                                                                                                                                                                                                                                                                                               |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <ul style="list-style-type: none"> <li>Hack- und Häufelpflüge</li> <li>Schwing- und Stelzpflüge</li> <li>Karrenpflüge für Beet- und Tiefkultur</li> <li>Ein- und Mehrschar-Rahmenpflüge</li> <li>Wechsel-Stelz- u. Wechsel-Karrenpflüge</li> </ul> | <ul style="list-style-type: none"> <li>Wechsel-Brabanterpflüge</li> <li>Wechsel-Mehrscharpflüge</li> <li>Sitzpflüge, Pendelpflüge</li> <li>Scheibeneggen</li> <li>Unkrautfegen, Kultivatoren</li> <li>Sä-Geräte</li> <li>Motor-Anhängegeräte</li> <li>Wieselwagen u. vieles andere</li> </ul> |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

## Gebrüder Eberhardt Pflug-fabrik Ulm/Donau

Gegründet 1854